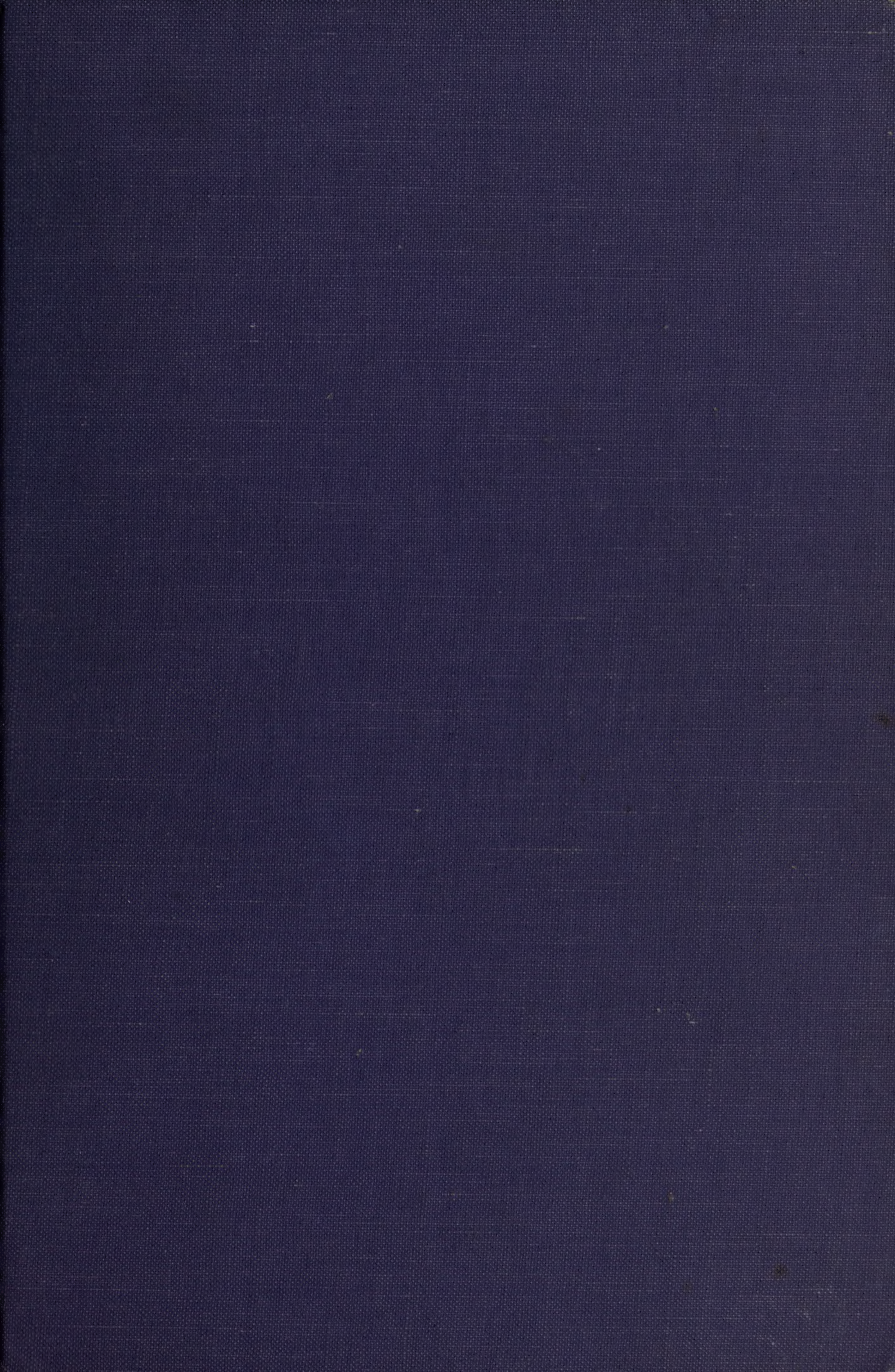
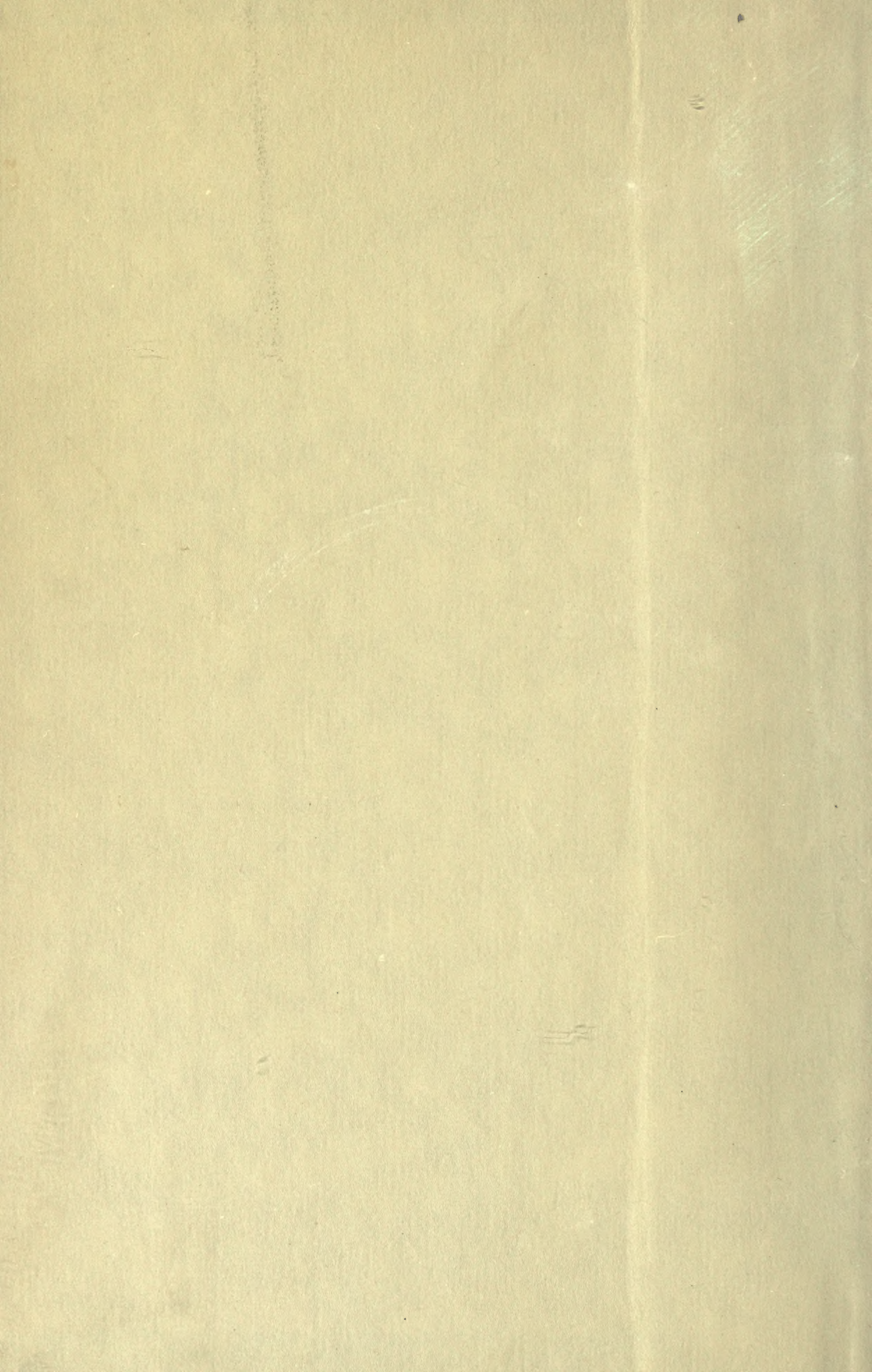
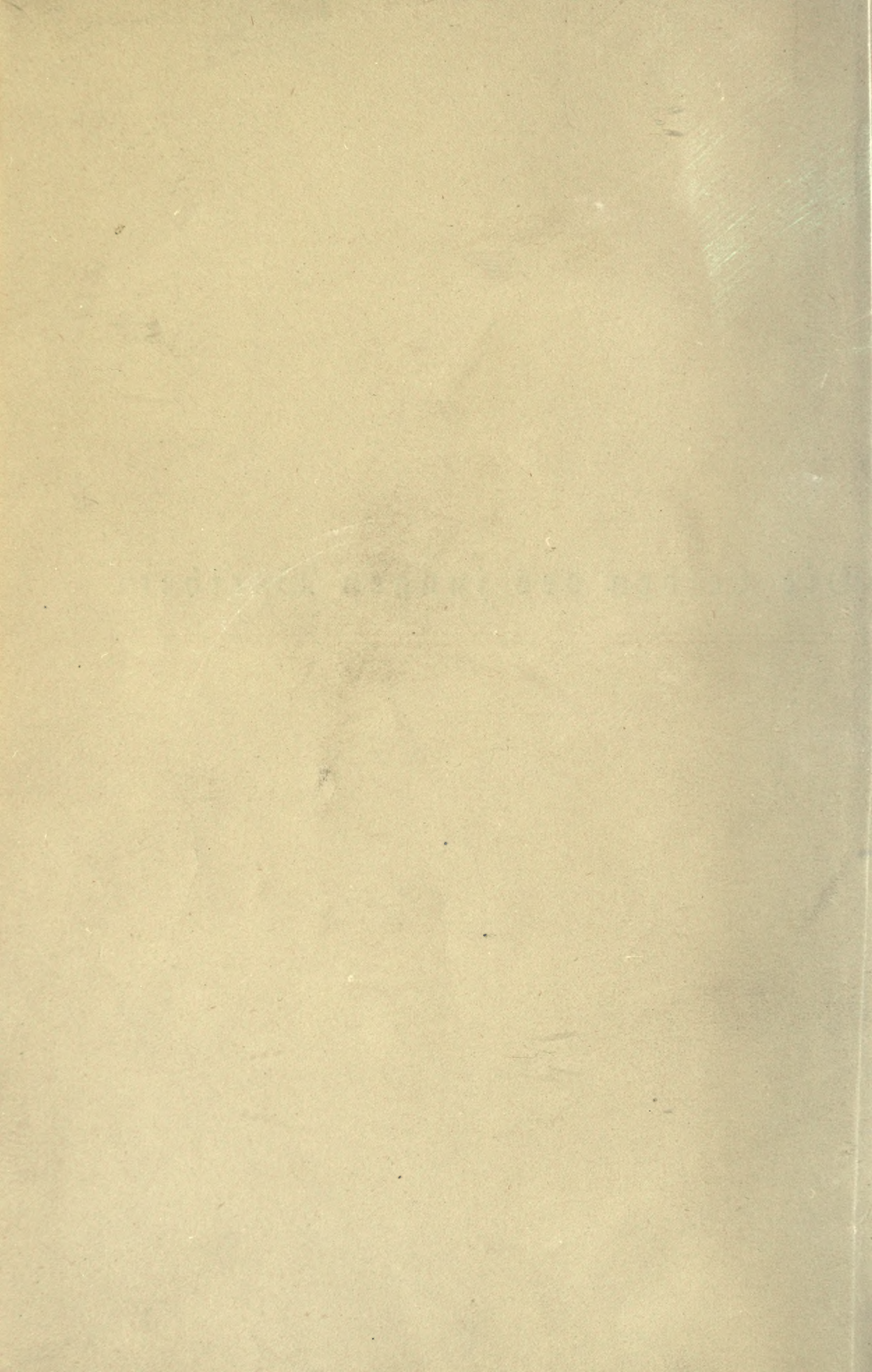






Die Leiden des jungen Werther



Die Leiden des jungen Werther

von

Johann Wolfgang von Goethe

— Herausgegeben von Max Hecker —
Mit einundsiebzig Abbildungen
nach zeitgenössischen Vorlagen
und einer Einführung in Werther
und seine Zeit von Fritz Adolf Hünich

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig
1922





Werther und seine Zeit.

Mitte August 1771 war der Licentiatus juris utriusque Johann Wolfgang Goethe aus Straßburg ins Elternhaus zurückgekehrt und hatte, just unterm Datum der 22ten Wiederkehr des Tages seiner Geburt, mit einem angelegentlichsten Memoriale bei den Wohl- und Hochedelgebornen, Fest- und Hochgelahrten, Hoch- und Wohlfürsichtigen, insonders Hochgebietenden und Hochgeehrtesten Herren Gerichtsschultheißen und Schöffen um Aufnahme in den Numerum der Frankfurter Advocatorum ordinariorum nachgesucht. Welche Ausdehnung die berufliche Tätigkeit des von ganz anderen Gegenständen leidenschaftlich ergriffenen jungen Dichters angenommen haben mag, erhellt aus dem Briefe an Salzmann vom 28. November, worin er aus stärkster Teilnahme an dem Stoffe das Wachsen eines neuen Werkes, der dramatisierten Geschichte „eines der edelsten Deutschen" [Götzens von Berlichingen] anzeigt, um alsdann fortzufahren: „Sehr einfach, wie Sie sehen, ist meine Beschäftigung, da meine Praxis noch wohl in Nebenstunden bestritten werden kann." Aber freilich, der auf die Befestigung der Lebensgrundlagen seines Sohnes gerichtete Sinn des Vaters dürfte für diesen ihm keine Sicherheit bietenden Zustand wenig Verständnis gezeigt haben, und es wird während des Winters von 1771 auf 1772 nicht an Versuchen des Vaters gefehlt haben, den schweifenden Geist des Sohnes auf die hergebrachte, erfolgversprechende Laufbahn zu lenken. Im Frühjahr gab daher der junge Goethe, gewiß auch froh, aus Frankfurt, das er kürzlich noch ein Nest, ein leidig Loch genannt hatte, und der Bevormundung im Elternhaus entrinnen zu können, dem Wunsch des Vaters nach, als Praktikant am Kammergericht in Wetzlar den Reichsprozeß zu studieren und sich für den juristischen Beruf weiter auszubilden. Das erste Zeichen seiner Anwesenheit in der freien Reichsstadt Wetzlar ist die Eintragung in die Matrikel des Reichs-Kammergerichts:

Johann Wolfg. Goethe
von Frfurt am Mayn
25 May 1772.

Das seit 1495 bestehende, seit 1693 in Wetzlar angesiedelte „Kaiserliche und des Heiligen Römischen Reiches Kammergericht" war eine aus der Zerklüftung des deutschen

Volkes und dem Kampfe seiner Glieder gegeneinander geborene Institution, ein oberster Zivilgerichtshof, „der gemeinsam von allen Reichsständen besetzt und unterhalten werden sollte, um unabhängig von einzelnen Fürsten und Ständen die Streitigkeiten der Reichsglieder untereinander zu schlichten, sie in ihrem Rechte zu schützen und namentlich auch den Untertanen bei Beschwerden gegen ihre Landesherren beizustehen" (Gloel). Er wurde aus einem Groß- oder Kammerrichter, zwei Präsidenten und einer zwischen 16 und 50 bemessenen, aber selten innegehaltenen Anzahl von Assessoren oder Beisitzern gebildet. Die Verewigung der zwiespältigen Zustände, die das Kammergericht ins Leben gerufen hatten; die Unzulänglichkeit der von vornherein dafür aufgewendeten Mittel; die Unregelmäßigkeit ihrer Gewährung und sicherlich nicht zuletzt auch die dem bureaukratischen Verfahren anhaftende Langsamkeit waren wechselseitig die Ursache, warum der Geschäftsgang, wofern er nicht auf „Verschleifung" hinauslief, immer schleppender wurde, so daß im Jahre 1767 nach Goethes Schätzung 20000 Prozesse rückständig waren; 60 davon fanden jährlich ihre Erledigung, aber das Doppelte kam hinzu. Diese Umstände, sowie Mißbräuche in der Rechtsprechung als Folge von Bestechungen, veranlaßten die große Visitation, die Kaiser Josef II. dem einmütigen Verlangen der Fürsten und Stände auf dem Reichstag zu Regensburg am 8. August 1766 bewilligte. Am 11. Mai 1767 wurde in Wetzlar der Visitationskongreß feierlich eröffnet.

Wunderliches Walten der Geschicke, die Jahrhunderte brauchen, um aus den Einrichtungen der Menschen, ihren Schwächen und Verfehlungen die Verhältnisse vorzubereiten, in die ein junges Genie eintreten und sich verstricken sollte, damit sich ihm nach schmerzlicher Losreißung eine unsterbliche Dichtung daraus forme! Denn die jungen Männer, die das dunkle Spiel der Mächte neben Goethe in die kommenden Konflikte verflochten hatte, waren samt ihren kaiserlichen Kommissaren und reichsständischen Gesandten durch die Visitation nach Wetzlar geführt worden.

Wetzlar, auf dem linken Ufer der Lahn gelegen, hatte im Jahre 1772 über 5000 Einwohner, einschließlich der 1200, die auf das Kammergericht und die Visitation entfielen. In die kleine und übelgebaute Stadt, als die Goethe es bezeichnet, gewährt uns, die Umrisse der Abbildung mit Perspektive und Leben erfüllend, die folgende Beschreibung eines Zeitgenossen Einblick: „Die Stadt liegt teils an, teils zwischen Bergen, welches verursacht, daß die Gassen uneben, bald auf-, bald niederlaufend, sehr unansehnlich sind und selten einige Aussicht in die Ferne darbieten. In der Tat gibt es darin wenig Gassen, sondern nur Winkel. Das Pflaster machen sehr glatte Marmorsteine aus, die, zumal wenn es geregnet, sehr oft zu Falle bringen, wovon ich sehr viele, oft sehr schmutzige und schmerzhafte Proben habe. Zu dieser Unan-

nehmlichkeit kommt noch die schlechte Polizei, indem Kot, Knochen, Austerschalen ꝛc. die Gassen noch unwegsamer und schlüpfriger machen. Als die gegenwärtige Visitation des Kammergerichtes bevorgestanden, ist die Stadt zwar von vielem Kot gesäubert, worunter noch vieles vom vorigen Jahrhundert gewesen sein soll, und sind auch die Misthaufen hinweggetan, nichtsdestoweniger fehlt noch sehr vieles an der Sauberkeit. Die Häuser sind schlecht gebaut, sowohl in Ansehung der Struktur, indem sie nicht nach Gelegenheit des bergigten Grundes gebaut, als auch in Ansehung der Materialien; daher man sagt, Wetzlar sei mit Marmor gepflastert und die Häuser von Kot gebaut. Finden sich gute Häuser, die mehrenteils von Assessoren oder auch Prokuratoren bewohnt werden, so nehmen sie sich doch nicht aus, da sie in Winkeln stehn und nicht ins Auge fallen. Das Hauswesen der Stadt ist schlecht bestellt. Die Stadt steckt sehr in Schulden und gerät immer tiefer hinein, da die Ratsherren nur ihr besonderes Interesse während der Verwaltung ihres Amtes besorgen, nicht aber das allgemeine der Stadt."

Während Goethe, dem die einzige noch in Wetzlar vorhandene verwandtschaftliche Beziehung zu seiner Großtante, der 54 jährigen Hofrätin Lange, in deren Nähe er gleichwohl wohnte, kaum als Trost erscheinen mochte, sich von seinem Wetzlarschen Aufenthalt nicht viel Freude versprochen hatte, war er um so mehr überrascht, anstatt eine sauertöpfische Gesellschaft vorzufinden, in dem Kreise der Legationssekretäre von einem dem akademischen ähnlichen Leben empfangen zu werden. An der großen Wirtstafel im Gasthaus zum Kronprinzen traf er, wie er selbst später erzählt, beinah sämtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beisammen; sie nahmen ihn freundlich auf, und es blieb ihm schon den ersten Tag kein Geheimnis, daß sie ihr mittägiges Beisammensein durch eine romantische Fiktion erheitert hatten. Sie stellten nämlich, mit Geist und Munterkeit, eine Rittertafel vor. Obenan saß der Heermeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten; nun folgten die Ritter, nach ihrer Anciennität; Fremde hingegen, die zusprachen, mußten mit den untersten Plätzen vorlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache, außer den Ritterausdrücken, noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem jeden war ein Rittername zugelegt mit einem Beiworte. Goethe nannten sie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente er sich durch seine Aufmerksamkeit für den biedern deutschen Altvater, und diesen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer, die er kennenlernte. Als die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes, ohne daß er nach der Stelle des Heermeisters gestrebt hätte, tritt uns August Siegfried von Goue entgegen, der bis zu seiner Entlassung im Juni 1771 Legationssekretär bei der braun-

I*

schweig-wolfenbüttelischen Visitationsgesandtschaft gewesen war, sich aber noch in Wetzlar aufhielt, damals 30 Jahre alt, ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann, wie Goethe sagt, von abseitigem Wesen und voll Lust am Geheimnis und Abenteuer, ein Mann, den die Unausgeglichenheit seiner Anlagen zu Trunk und Spiel, possenhaften Erfindungen und schließlich in den Schutz verheißenden Schoß der Freimaurerei trieb. Eine andere Ausgeburt des Goueschen Geistes war die Gründung eines seltsamen Ordens, welcher, so beschreibt ihn Goethe, philosophisch und mystisch sein sollte und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Übergang, der zweite des Übergangs Übergang, der dritte des Übergangs Übergang zum Übergang, und der vierte des Übergangs Übergang zu des Übergangs Übergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt, oder vielmehr amplifiziert waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitverderb. „Nur wiederhole ich," schließt Goethe seinen Bericht, „daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war."

Aber obwohl ihn das übermütige Treiben anfangs angezogen und zur Mitwirkung angeregt hatte, so vermochte es doch nicht, ihn auf die Dauer zu fesseln. Unter den wenigen, denen er überhaupt nähertrat, fand er Gleichgestimmte und -gesinnte in dem Praktikanten Christian Albrecht Freiherrn von Kielmannsegg, den er als den ernstesten von allen, höchst tüchtig und zuverlässig bezeichnet, und in dem sachsen-gothaischen Sekretär Friedrich Wilhelm Gotter, dessen zarten, klaren und heiteren Sinn er rühmt. Mit ihm, der selbst Gedichte und Dramen schrieb, die nach Maß und Gelassenheit ihre französischen und zum Teil auch englischen Vorbilder nicht verleugneten, geriet er in einen anregenden Austausch der beiderseitigen „Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen" und durch ihn in Verbindung mit Heinrich Christian Boie, dem Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, den er daraufhin mit Beiträgen bedachte. In Karl Wilhelm Jerusalem, dem Sohn des berühmten Abtes in Wolfenbüttel, erneuerte Goethe eine Bekanntschaft der Leipziger Studentenjahre, ohne freilich auch jetzt die Freundschaft des empfindlichen und anspruchsvollen jungen Mannes, den sein selbstquälerisches und sarkastisches Wesen von den Menschen absonderten, zu erwerben. Es würde sich deshalb nicht lohnen, in diesem Zusammenhang seiner auch nur zu gedenken, wenn er nicht durch eine ungeahnte Verkettung der Ereignisse dazu ausersehen gewesen wäre, in Goethes Leben, den Abschluß einer sich daraus erhebenden Dichtung mitentscheidend, durch eine tragische Tat gewichtig einzugreifen. 24jährig, war Jerusalem im September 1771 an die Stelle des entlassenen Goue bei der braunschweigischen Legation als Sekretär getreten. In Goethes Erinnerung erscheint seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; sein

Gesicht mehr rund als länglich und von weichen, ruhigen Zügen, mit blauen Augen, mehr anziehend als sprechend zu nennen; seine Kleidung wie sie unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebracht war: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, Stiefel mit braunen Stulpen. „An allem jenen Ritterwesen und Mummenspiel", fährt Goethe fort, „nahm er wenig oder keinen Anteil, lebte sich und seinen Gesinnungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Öffentlich sah man sie nie miteinander."

Da Goethe, wie er selbst sagt, weniger der Trieb nach Kenntnissen, als die Lust, seinen Zustand zu verändern, nach Wetzlar geführt hatte; niemand die Teilnahme der Praktikanten an den Sitzungen des Kammergerichts, wie überhaupt ihre Ausbildung, überwachte; und zudem Mitte Juli bereits die Ferien begannen: so wird es nicht wundernehmen, den jungen Dichter, sich selbst überlassen, von Wetzlar, weder der Stadt, noch der Gesellschaft, angereizt, anstatt ihn in den Sitzungen des Kammergerichts oder über vielleicht noch langweiligere Rechtsbücher gebeugt zu finden, der Urverwandtschaft seines Wesens nachspüren und in das Studium der Griechen versunken zu sehen. „Zuerst schränkt ich mich auf den Homer ein," schreibt er am 10. Juli etwa an Herder, „dann um den Sokrates forscht ich in Xenophon und Plato, da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge. Sonst hab ich gar nichts getan, und es geht bei mir noch alles entsetzlich durcheinander."

Waren die wenigen Annehmlichkeiten der Stadt Wetzlar bald erschöpft, so lockte hingegen die Umgebung in der vom Zauber des Frühlings erhöhten Herrlichkeit ihrer Landschaft zum Verweilen. Hier lag auf einer Anhöhe, unmittelbar vor der Stadt, der Garten, der zur sogenannten Meckelsburg gehörte, mit einem Kaffeehaus und einer Terrasse unter hohen Kastanienbäumen, von der aus der Blick die altertümliche Stadt mit ihrem Dom und das ganze Tal in seiner Lieblichkeit zärtlich umfassen konnte. Da war auch, eine bequeme Fußwanderung weit, das Dorf Garbenheim, in dessen ländlicher Einfachheit und Anmut das schwärmerische Naturgefühl des Jünglings, wo immer es sich niederlassen mochte, Nahrung fand. Das seltsame Ineinanderspielen der Zufälle, das das Schicksal des Menschen ausmacht, führte an diesem Orte Goethes Bekanntschaft mit Johann Christian Kestner herbei, der, 26jährig, im Frühjahr 1767 als Gesandtschaftssekretär bei der Subdelegation für das Herzogtum Bremen nach Wetzlar gekommen war. Kestner selbst hat das Zusammentreffen wie folgt geschildert: „Einer der vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssekretär Gotter, beredete mich einst, nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn — Goethe — im Grase unter einem Baume auf dem

Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikuräischen Philosophen (v. Goue, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegg) und einem Mitteldinge von beiden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennengelernt."

Nachdem nun der Name Kestner gefallen ist, beginnen sich die Fäden der Erzählung zum Knoten zu verschlingen. Denn Kestner war in den folgenden Begebenheiten der Widerstand, ohne den der Strom von Goethes leidenschaftlichstem Gefühl seinen ungehemmten Lauf genommen und wer weiß welchen Ausgang gefunden hätte. Seit 1768 nämlich war Kestner mit Charlotte Buff, der am 11. Januar 1753 geborenen zweiten Tochter des Deutschordens-Amtmanns Henrich Adam Buff in Wetzlar, heimlich verlobt. Nach dem Tode der Mutter hatte die Achtzehnjährige die Sorge für den Haushalt und die elf Geschwister übernommen, ohne dadurch an ihrem natürlichen Liebreiz einzubüßen. „Sie hat," so sah der Bräutigam sie, „wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist (ich rede hier nach dem gemeinen Sprachgebrauch und weiß wohl, daß die Schönheit eigentlich keine Regeln hat), eine sehr vorteilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen." Diese Schilderung ist zugleich ein Zeugnis für den treuen Spiegel seiner Augen, wie denn auch seine sonstige Gesinnung und die aus ihr fließenden Taten seine Persönlichkeit in hellstem Lichte erstrahlen lassen. Auch Goethe hat ihm in seinem Lebensbericht die verdiente Anerkennung gezollt, als er von ihm sagte, er habe sich durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden ausgezeichnet. „Seine heitere Tätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemütsart und seinen Wünschen völlig zusagte." Dieses Frauenzimmer, so wollte es das Schicksal, sollte Goethe am 9. Juni kennenlernen. An diesem Tage fand in dem nassauischen Jagdhaus in Volpertshausen, einem zwei Stunden von Wetzlar entfernten Dorfe, ein Ball statt, den, wie eine Vermutung lautet, Frau Hofrat Lange, vielleicht zu Ehren ihres Großneffen, veranstaltet hatte. Fünfundzwanzig Personen nahmen daran teil. Die näheren Umstände des Anfangs der Bekanntschaft Goethes mit Lotte hat uns Kestner selbst erzählt: „Den 9. Juni 1772 fügte es sich, daß Goethe mit bei einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer andern Gesellschaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen ... Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genügen geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich ... Sie war lustig: sie war in ganz ungekünsteltem

Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune, als Witz.

Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch), Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ."

Aus Kestners Tagebuch wissen wir, daß er als erster um 4 Uhr morgens das Fest verließ.

„Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein lustiges Mädchen kennengelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite, kennen."

Mit einem Male hatte die schweifende Sehnsucht des Jünglings wieder ein menschliches Ziel, sein gaukelnder Traum eine Richtung gefunden. Durch die Magie der Liebe war eine Beziehung hergestellt, deren Bezauberung er sich, ohne Bedacht des Endes, widerstandslos ergab. Er, selbst Element, ließ sich von der geheimnisvollen Flut seines Geschickes tragen und sorgte nicht, wohin sie ihn treiben möchte, schien ihm doch in seinem aus den unergründlichsten Ursprüngen genährten Blut manchmal die Ahnung aufzudämmern, daß alles, was ihm hier und überhaupt geschah, den Zwecken einer größeren Bestimmung dienstbar sei. Seine Liebesfähigkeit ohnegleichen, zum letztenmal in Sesenheim entfesselt, brach nun beim täglich gesuchten Anblick des geliebten Mädchens aus ihrer Verhaltung wieder auf. Wie tief muß dieser Liebessommer, der ihm in Wetzlar beschieden war, mit den Einzelheiten seines Verlaufs sich in sein Gedächtnis eingegraben haben, daß er noch vier Jahrzehnte später für „Dichtung und Wahrheit" jene unnachahmbar anschauliche Schilderung entwerfen konnte, der deshalb hier Raum gegeben sei: „Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirtschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte,

so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei aneinander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prose und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein: man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein: der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden."

Freilich mußten dem Zurückschauenden in der versöhnlichen Stimmung des Alters die Spannungen verglichen erscheinen, denen dieser Dreibund ausgesetzt gewesen war und die doch früher oder später zur Entladung drängten. Was wollte, so konnte Kestner sich fragen, dieser Jüngling, der mit unbekümmerter Selbstverständlichkeit Tag für Tag um seine Lotte schwärmte und sich durch bedingungslose Unterordnung zum Herren über sie aufwarf? Zwar glaubte er nach vierjähriger Bekanntschaft ihr Herz genugsam erforscht zu haben, um seiner unwandelbaren Gesinnung und Entschließung für ihn sicher zu sein; auch wußte er, auf welche entschiedene Weise sie mit Witz und kleinem boshaften Mutwillen jeden Versuch dreister Annäherung zurückzuweisen verstand: aber, gleichviel mit welchen Ansprüchen und Aussichten, es war ein Nebenbuhler da, den die Reize, denen er erlegen war, angezogen hatten und täglich mehr und mehr fesselten. „Er liebt sie," so schrieb er in sein Tagebuch, „und ob er gleich ein Philosoph und mir gut ist, sieht er mich doch nicht gern kommen, um mit meinem Mädchen vergnügt zu sein. Und ich, ob ich ihm gleich recht gut bin, so sehe ich doch auch nicht gern, daß er bei meinem Mädchen allein bleiben und sie unterhalten soll." Die Unberechenbarkeit außerordentlicher Verhältnisse begann in dem ihrigen die Vorhand zu erlangen und den Schatten heimlicher Gefahr darüber zu werfen. Hinwiederum Lotte: sollte es ihr, obwohl sie nicht auf Eroberungen bedacht war, nicht schmeicheln, von einem Jüngling umworben zu werden, der die Erwartung ungewöhnlicher Möglichkeiten weckte? War es nicht von nie gekanntem, harmlosem Reiz, sich als der Braut eines anderen, auch dem heftigsten Begehren unerreichbar, huldigen zu lassen? Welcher bescheidene Triumph eines unverdorbenen Mädchens! Dieser Liebhaber verheimlichte keine Falte seines Herzens und versteckte seine Neigung nicht hinter den in der Wetzlarer Gesellschaft so beliebten Anspielungen; sie fühlte, daß alle seine Pulse ihr entgegenschlugen; sie sah die Liebkosungen in seinen Blicken, mit denen er sie, da die Hände es nicht durften, streichelte; sie vernahm den von Liebe beflügelten Schwung seiner

Rede; und hundert andere kleine Offenbarungen, zu denen jedes Beisammensein die ungesuchtesten Gelegenheiten bot, bestätigten den einen, unaufhaltsamen Zug dieses Herzens. Das Geständnis seiner Liebe, wenn es sein Mund verschwiegen haben sollte, konnte sie in dem Hymnus lesen, den er in die für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" geschriebene und ihr gewiß nicht vorenthaltene Beurteilung der nichtssagenden „Gedichte von einem polnischen Juden" eingestreut hatte, in jener aus der sonstigen Sachlichkeit in Überschwang ausbrechenden Stelle, die ihn und sie und die geträumte Verbindung beider meint: „Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er, aus dem dichtenden Traum erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungne und erlogne Seufzer, und Tränen, und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden, und Siege, und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiszenzen, mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugtun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld; laß ihn ein Mädchen finden, seiner wert!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganze Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher tätiger Liebe glücklich entfaltet hat. Die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. — Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, daurender Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer voneinander lassen." Die Wirklichkeit verfügte anders. Weder von Kestner, noch von Lotte, die die ihnen zugewiesene Rolle in Passivität verhielt, konnte die Entscheidung ausgehen, sie mußte aus Goethe selbst, aus seiner fordernden Natur, entstehen, indem sein Gefühl in einer Handlung kulminierte, die über die durch stillschweigende Vereinbarung gezogene Grenze brach und blitzartig die Gefährlichkeit und Unhaltbarkeit der Situation erhellte. Sie sollte nicht auf sich warten lassen. Am 13. August war Kestner in Gießen; unter diesem Datum schrieb er in sein Tagebuch: „Über Schiffenberg kehrte ich zurück. Lottchen, Goethe und Mlle Dortchen Brandt kamen mir entgegen. Abends das Geständnis von einem Kuß. Kleine Brouillerie mit Lottchen, welche anderen Tags wieder vorbei war." Goethe hatte der anscheinenden Gunst eines hinreißenden Augenblicks nicht widerstanden. Ob es nun ein flüchtiger oder ein auch im Zeitalter der Zärtlichkeit, da die Küsse leichter wogen als heute, ungewöhnlicher Kuß gewesen war, einer von denen, womit die Liebe eines Jünglings ihren vorläufigsten, aber nicht minder kühnen, leidenschaftlichen Ausdruck wagt, gleichviel: der Atmosphäre war die Spannung entzogen. Lottes und Kestners ferneres Verhalten ließen Goethe nicht im Zweifel, daß er auf eine Fortsetzung der Beziehungen in der bisher gepflegten Weise nicht würde hoffen dürfen. Kestners Tagebuch berichtet uns darüber:

„14. August. Abends kam Goethe von einem Spaziergang vor den Hof. Er ward gleichgiltig traktiert, ging bald weg.

15. ... Abends um 10 Uhr kam er und fand uns vor der Tür sitzen. Seine Blumen wurden gleichgiltig liegen gelassen; er empfand es, warf sie weg; redete in Gleichnissen; ich ging mit Goethe noch nachts bis 12 Uhr auf der Gasse spazieren; merkwürdiges Gespräch; da er voll Unmut war, und allerhand Phantasien hatte, worüber wir am Ende, im Mondschein an eine Mauer gelehnt, lachten.

D. 16. bekam Goethe von Lottchen gepredigt; sie deklariert ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe, er ward blaß und sehr niedergeschlagen.

D. 17. ... Nachmittags reiste Lottchen ... nach Gießen."

Einen Tag später, vor Sonnenaufgang, brach auch Goethe dahin auf, um den etwa dreistündigen Weg, das liebliche Lahntal hinauf, zu Fuße zurückzulegen. Nicht die Absicht, in Lottes Gefolg- und Gesellschaft zu bleiben, hatte ihn dazu bestimmt, die Anordnung dieses Zeitpunktes war von außen her, rein zufällig, geschehen. Die Persönlichkeit, die nunmehr den Schauplatz betritt, ist Johann Heinrich Merck, damals Kriegszahlmeister in Darmstadt, der um acht Jahre ältere Freund und Mentor Goethes.

Die Notwendigkeit einer Besprechung des Fortgangs der von ihm und Johann Georg Schlosser herausgegebenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen" hatten ihn veranlaßt, in Gießen eine Zusammenkunft mit Goethe und dem dortigen Professor der Rechtswissenschaft Ludwig Julius Friedrich Höpfner wegen ihrer Mitarbeiterschaft an diesem kritischen Journal zu vereinbaren. Am 17. war er eingetroffen, von Höpfner mit offenen Armen empfangen, und hatte, noch ehe Goethe angekommen war, bei dem Kriegszahlmeister Pfaff die Bekanntschaft Lottes gemacht, von der er an seine Frau schrieb, sie verdiene in der Tat alles, was man zu ihrem Lobe sagen könne. Alle Einzelheiten von Goethes Aufenthalt in Gießen, von denen hier nur seiner maskierten Einführung bei Höpfner gedacht sei, treten hinter der Erscheinung Mercks zurück, weil von ihm die Aufforderung zum Abbruch des Wetzlarer Erlebnisses erging. Am 22., nachdem Merck abgereist war, wird Goethe nach Wetzlar zurückgekehrt sein. Das sorglose Glück seines Herzens war aus dem Traum, in den es sich gewiegt hatte, aufgeschreckt und sah das Ende, ohne Trost und Hoffnung, unerbittlich nahegerückt. Übermächtig mußte ihn der Schmerz um den ihm drohenden Verlust ergreifen, der eine Lücke hinterließ, die für ihn im Glauben der Jugend an den ewigen Bestand der Gefühle unausfüllbar schien und deren jähes Dunkel seinen Weg mit namenloser Trauer überschatten würde. Von der ersten Begegnung an war sein Denken und Empfinden auf dieses Mädchen bezogen und in ihm aufgegangen, hatte er, in täglichem Umgang, sich der Umstrickung durch den Reiz des Glückes der Gegenwart überlassen, und so mögen wir ermessen, wie schwer es ihm werden mußte, sich aus tausendfacher Bindung loszureißen und aufzugeben, was er glaubte nie entbehren zu können. Wenn erst das Herz sich abgefunden und an den Gedanken des Verzichts gewöhnt haben mochte, dann, in dieser seelischen Verfassung, die freilich auch nur Selbsttäuschung war oder sein konnte, war der Augenblick, der die Trennung erst ermöglichte, sie erleichterte, gekommen. Wundern wir uns, daß er sich um Wochen verzögerte? Endlich stand er, nicht ohne die äußere Anregung von Mercks Einladung zu einer Rheinreise von Coblenz bis Mainz, für den 11. September fest. Am Abend vorher ging Goethe nach dem Deutschordenshause mit dem Bewußtsein, zum letztenmal mit Lotte zusammenzusein. Wir lesen über den Verlauf in Kestners Tagebuchbericht. „Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen, welches nicht er, sondern Lottchen anfing; wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns sterbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er anderen Morgens verreisen wollte." Fragen wir nicht nach dem Zustande seines Herzens, als er, eine Welt von Glück zurücklassend, das Deutsche Haus verließ. In seinem Zimmer an-

gekommen, warf er folgende Zeilen an Kestner und, als Einschluß dazu, an Lotte aufs Papier: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf." An Lotte hatte er geschrieben: „Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mirs bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte: es ist das letztemal, daß ich sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach, mir wars um hienieden zu tun, um ihre Hand, die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich, und gehe nicht aus euren Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben: er ist fort. Ich mag nicht weiter." Am Morgen nach einer kummervollen Nacht, in der sein Auge weder Schlaf gesucht noch gefunden haben mag, schrieb er das nachstehende Billett und legte es den vorangehenden bei: „Gepackt ists, Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde, so bin ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, wissen, wie glücklich ich diese Tage war, und ich gehe, zu den liebsten, besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhliches Muts, liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu! tausendmal adieu!" Am 11. September schied er aus Wetzlar, ohne anderen Abschied als diesen und den qualvollen im Herzen genommen zu haben. Wieder war, mit dem gewaltsamen Abbruch einer Folge beseligender Tage, ein Abschnitt seines Lebens vollendet, um sich im Sinne des Planes, den das Schicksal für ihn entworfen hatte, geheimnisvoll in seiner Brust zur Dichtung auszuwirken. Aber ehe sie sich daraus erheben sollte, war noch ein weiter Weg zurückzulegen, so schmerzerregt der Jüngling seinem Erlebnis auch nachhängen mochte. Es kann hier nicht der Ort sein, dem Leben Goethes bis zu diesem Zeitpunkt im ganzen zu folgen, sondern sich nur darum handeln, daraus die Züge und Begebenheiten abzusondern, die in irgendeiner Weise an dem inneren Wachstum und endlichen Sichtbarwerden der Dichtung teilgenommen haben. In den vielen wechselnden Situa-

tionen und Beschäftigungen der folgenden Zeit vermögen die neuen Eindrücke nicht, die zurückgebliebenen Bilder der Erinnerung an Wetzlar zu verdrängen. Seine zahlreichen Briefe an Kestner, Lotte und ihre Geschwister bezeugen es. „Gott segne Euch, lieber Kestner," so schreibt er einmal, „und sagt Lotten, daß ich manchmal mir einbilde, ich könne sie vergessen, daß mir aber dann ein Rezidiv über den Hals kommt und es schlimmer mit mir wird als jemals."

Auch wenn es ihm wirklich ernst mit dem Vergessen gewesen wäre, diese Liebe, das Besessensein von der Geliebten, war stärker als sein Wille. „Wie hundertmal denk ich und träum ich von vergangenen Szenen", so ruft er an einer anderen Stelle aus. Unter den mannigfaltigsten Verknüpfungen mit Ort und Zeit steigt die Vergangenheit, oft nur in kleinsten Begebenheiten, in ihm auf, belebt von Lottes Gegenwart. „Das war sonst die Zeit, daß ich zu ihr ging," sinnt er eines Tages, nach Tische, nach, „war das Stündchen, wo ich sie antraf." „Wenn ich ans Friedberger Tor komme," so schreibt er aus Frankfurt, „ist mirs, als müßt ich zu euch." „Eh ich mich zu Bette lege, ist mirs noch so, Euch eine gute Nacht zu sagen, und der süßen Lotte, der zwar heut schon viel guten Tag und guten Abend gesagt worden ist. Vielleicht sitzt ihr eben beisammen, es ist nicht viel über zehn. Vielleicht tanzt ihr." Er sieht Lotte im blaugestreiften Nachtjäckchen vor sich und gibt sich dieser Vorstellung mehrfach mit großer Zärtlichkeit hin. So wie sie seinen Traum besucht, träumt er sich wachend in ihre Nähe: „Wollte, ich säße noch zu Lottens Füßen, und die Jungen krabbelten auf mir herum." „Gestern abend, lieber Kestner, unterhielt ich mich eine Stunde mit Lotten und Euch in der Dämmerung." Als er einmal Freundinnen für den Ball putzt, fällt ihm ein, „wärst du doch bei Lotten und putztest sie so aus." Ihre Silhouette hat er mit Nadeln an die Wand befestigt, und da er meist alle Nadeln verliert, borgt er, wenn er beim Anziehen eine braucht, sie sich von Lotte, und fragt auch erst um Erlaubnis. Er grüßt das Schattenbild, wenn er weggeht, wünscht ihm gute Nacht und führt mit ihm lange, einseitige Gespräche. Auch tanzend, in der Bewegung, durch die sie ihn zuerst entzückte, erscheint ihm die Geliebte wieder. Grüße, seine inzwischen erschienenen Bücher, Besorgungen und Geschenke gehen von Frankfurt nach Wetzlar und, nach Kestners und Lottes Hochzeit, Palmarum 1773, nach Hannover. Unmut und Zerrissenheit des Herzens zeigen die Briefe Goethes, die um diese Zeit geschrieben sind. „Gott segn euch, denn ihr habt mich überrascht. Auf den Karfreitag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl ... Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich . . . Und unter und

über Gottes Himmel bin ich Euer Freund und Lottens": das war seine Bestätigung der Nachricht von der vollzogenen Hochzeit. Danach ist sein Gemüt vollends verstört: „Lieber Kestner, der du hast Lebens in deinem Arm ein Füllhorn, lasse dir Gott dich freuen. Meine arme Existenz starrt zum öden Fels. Diesen Sommer geht alles ... Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn Ihr wollt. Adieu."

Schon einmal, im November 1772, nachdem er auf einer Geschäftsreise mit Schlosser nach Wetzlar Lotte für wenige Tage wiedergesehen hatte, war sein Mut so tief gesunken, daß er Kestner eingestand, rechte hängerliche und hängenswerte Gedanken gehabt zu haben, aber das war nur eine rasch vorübergehende Stimmung gewesen, die er widerrief: „... erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht." Nun war ihm das geliebte Mädchen als Frau des Freundes gänzlich entrückt und unerreichbar geworden. Darum hatte er ihre Silhouette von ihrem Platze entfernen und nicht eher wieder aufhängen wollen, als bis er höre, daß sie in den Wochen liege, dann gehe eine neue Epoche an, und er habe sie nicht mehr lieb, sondern ihre Kinder, zwar ein bißchen um ihretwillen, doch das tue nichts, und wenn man ihn zu Gevatter bäte, so solle sein Geist zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er solle gar zum Narren werden über Mädchen, die ihrer Mutter glichen.

Wenn dieses Erlebnis, das, den Grund seines Wesens aufwühlend, ihn so lange herumwerfen sollte, sich zum Stoff zusammenballen und seinen Ausgang in eine Dichtung finden würde, so konnte deren Abschluß nur tragisch sein. Ihn zu erfinden und aus den eigenen Erfahrungen zu begründen, wäre ihm wohl möglich gewesen; aber es widerstrebte ihm und entsprach auch nicht dem Wahrheitsbedürfnis seiner Natur, die Tatsache selbst aus seinem Leben abzuleiten. Wieder kam jene rätselhafte Konstellation zustande, die wir Zufall nennen, weil das verschlungene Gewebe der menschlichen Schicksale zu tief verborgen liegt, um von uns wahrgenommen werden zu können.

In der Nacht vom 29. zum 30. Oktober 1772 erschoß sich in Wetzlar der in unsere Darstellung schon eingeführte Legationssekretär Karl Wilhelm Jerusalem. Goethe erfuhr davon durch Kestner, den er, einige Wochen später, am 21. November, um „die Nachricht von Jerusalems Tode", d. h. also um eine in Aussicht gestellte ins Einzelne gehende Schilderung bittet. Er erhält jenen ausführlichen Bericht, in dem die Forschung nur wenig Berichtigungen anzubringen und Ergänzungen nachzutragen nötig hatte.

Auch in dem Falle des jungen Jerusalem war es eine Reihe von Beweggründen, die die Verfassung von Hoffnungslosigkeit und Selbstaufgabe geschaffen hatten, aus der sich die Hand zu der vernichtenden Geste erhob. Im Hause des Reichskammergerichtspräsidenten Grafen von Bassenheim war er, der Bürgerliche, einst in einer Nachmittags-

Assemblée von der adligen Gesellschaft zum Verlassen des Hauses gezwungen worden. Schlimmer aber war der tägliche Verdruß, der aus dem Verhältnis zu seinem Vorgesetzten, dem braunschweigischen Gesandten von Höfler, entstand. Unter den Schikanen dieses als dünkelhaft, eigensinnig, störrisch, ja boshaft verschrieenen Charakters wurden die dienstlichen Beziehungen bald bis zur Unerträglichkeit gespannt, wobei Jerusalem sich wiederholt auf Grund von Eingaben seines Vorgesetzten Verweise vom Hofe zuzog. Kein Wunder, daß ihm, wie Kestner schreibt, der Aufenthalt in Wetzlar verhaßt war; er arbeitete daran, wegzukommen, jedoch nicht eher, als bis seinem durch die Unterstellungen gekränkten Ehrgefühl Gerechtigkeit widerfahren war. Anderseits war er gefesselt durch seine Liebe zu der Frau des Geheimen Sekretärs bei der Gesandtschaft von Pfalz-Lautern, Elisabet Herd, ohne daß seine Gefühle eine Erwiderung fanden. „Er entzog sich", so erzählt Kestner, „allezeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen, liebte einsame Spaziergänge im Mondenscheine, ging oft viele Meilen weit und hing da seinem Verdruß und seiner Liebe ohne Hoffnung nach . . . Er hat auch verschiedene philosophische Aufsätze gemacht, unter andern auch einen besondern Aufsatz, worin er den Selbstmord verteidigte." So treibt sein Leben rasch dem Ende zu; eine Gelegenheit bereitet sich vor, die für sein Gefühl die höchste Steigerung vor dem Absturz ins Bodenlose bedeuten soll.

Am 28. Oktober trinkt er nach einem Festessen im Kronprinzen bei Herd in dessen Wohnung Kaffee, wobei er zu Frau Herd sagt: „Liebe Frau Sekretärin, dies ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke", was sie für Spaß hält. Alsdann, nachdem Herd einer dienstlichen Angelegenheit wegen fortgegangen war, wirft er sich, wie wir einem in Kestners Papieren aufgefundenen „Nachtrag zur Geschichte von Jerusalems Tode" entnehmen, vor ihr auf die Knie, um ihr eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Sie sei natürlicherweise darüber aufgebracht worden und habe von ihrem Manne verlangt, ihm, dem Jerusalem, das Haus zu verbieten, denn sie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch sehen. Am andern Tag wird denn auch dies dem Unglücklichen schriftlich mitgeteilt. Die Antwort, die Jerusalem durch seinen Diener überbringen läßt, wird von Herd mit der Begründung, er brauche sie nicht, er könne sich in keine Korrespondenz einlassen, und sie sähen sich ja alle Tage auf der Diktatur, nicht angenommen. Von nun ab erfolgen alle Handlungen des Verzweifelten unter dem Gebot des einen, letzten Schrittes. Er schickt zu Kestner ein Billett: „Dürfte ich Euer Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? J.", und dieser, völlig ahnungslos, nimmt nicht den mindesten Anstand, sie dem Boten auszuhändigen. Jerusalem beauftragt seinen Diener, sie zum Büchsenschäfter zu tragen und mit Kugeln laden zu lassen, und verbringt die folgenden Stunden,

zeitweise das Haus verlassend, mit der Ordnung seiner Angelegenheiten. Die hereingebrochene Nacht sieht ihn unstät und verstört in und vor der Stadt umherirren, um neun Uhr nach Hause zurückgekehrt, läßt er im Ofen nochmals auflegen, weil er sobald nicht zu Bette ginge, und verabschiedet den Diener mit der Weisung, auf früh sechs Uhr alles für die Reise zurechtzumachen. In voller Kleidung, gestiefelt, im blauen Rock mit gelber Weste, erwartet er, mit jeder Handlung sich dem Ziele nähernd, Briefe zerreißend, Briefe schreibend, den dunkeln Befehl aus seinem Innern, den unwiderruflich letzten Entschluß zur selbstmörderischen Tat. Gegen ein Uhr, unmittelbar nach Beendigung des an Herd gerichteten Briefes, der drei Blätter groß gewesen sein soll, schießt er sich, im Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch sitzend, über dem rechten Auge eine Kugel in den Kopf. Um sechs Uhr morgens findet ihn der Diener röchelnd und blutbesudelt auf dem Boden liegen, herbeigerufene Ärzte können ihn nicht retten, die Glieder waren alle wie gelähmt, weil das Gehirn verletzt gewesen. Als Kestner um neun Uhr zu dem Sterbenden eilt, war dieser auf das Bette gelegt, die Stirn bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Toten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war noch in Bewegung und röchelte fürchterlich, bald schwach, bald stärker, man erwartete sein Ende. Auf einem Pult am Fenster, wir folgen weiter Kestners Worten, lag Emilia Galotti aufgeschlagen; daneben ein Manuskript ohngefähr fingerdick in Quart, philosophischen Inhalts, der erste Teil oder Brief war überschrieben: Von der Freiheit, es war darin von der moralischen Freiheit die Rede. Er blätterte darin, um zu sehen, ob der Inhalt auf die letzte Handlung Jerusalems einen Bezug habe, fand es aber nicht. „Gegen zwölf Uhr", so schließt Kestner seinen Tatbericht, „starb er. Abends dreiviertel elf Uhr ward er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, in der Stille mit zwölf Lanternen und einigen Begleitern; Barbiergesellen haben ihn getragen; das Kreuz ward vorausgetragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet."

„Ich dank Euch, lieber Kestner", schrieb Goethe zurück, nachdem er dessen Aufzeichnungen erhalten hatte, „für die Nachricht von des armen Jerusalems Tod, sie hat uns herzlich interessiert. Ihr sollt sie wiederhaben, wenn sie abgeschrieben ist."

Mit diesem Ereignis war ihm für die Dichtung, die nach dem Wetzlarer Erlebnis in ihm arbeitete, der Abschluß angetragen worden, den er nicht aus sich selbst hatte erfinden mögen.

Nicht die Katastrophe allein war es, wodurch das Schicksal, das in Kestners Bericht vor Goethe aufgeschlagen lag, an seine Seele griff und unendlich bedeutungsvoll für ihn wurde, sondern ihre Beziehung zu dem Herzenskonflikt, der mit dem seinen in den Hauptzügen selbst bis in die Möglichkeit des Endes übereinstimmte. Wir wollen nicht so unvorsichtig sein wie andere, zu sagen, auch ihn hätte das Verhängnis zu

jenem Äußersten, das Jerusalem an sich vollzog, treiben müssen, wenn er sich nicht von Wetzlar losgerissen hätte: vom Spielen mit dem Gedanken bis zur Tat ist noch ein weiter Weg, den nur die völligste Verzweiflung wie im Wahnsinn überstürzt zu Ende geht. Aus solcher Identifikation im Geiste aber erwuchs ihm in dem jungen Jerusalem der Träger seiner neuen, aus dem Grunde der Erinnerung an Wetzlar aufstehenden Dichtung, über deren Form er freilich noch nicht im klaren war. Nun schoß das Ganze – um uns des Bildes zu bedienen, das Goethe selbst gebraucht – von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. Wir überlassen das Werk ein ganzes Jahr lang dem geheimnisvollen Prozeß des Werdens in den Zellen des Gehirns, wo die verbliebenen Eindrücke sich mit denen neuer Erlebnisse verschmelzen. Andere Gestaltungen beschäftigen den Dichter und drängen den Stoff zurück, der doch stets im Hintergrunde sichtbar bleibt und einige von ihnen aus seiner Lage im Gefühl sogar beeinflußt. In dem Schwanken zwischen den Formen entscheidet Goethe sich zu Beginn des Jahres 1774 nach dem Vorbild des Romans „Rosaliens Briefe“ von Sophie Laroche, der unter seinen Augen entsteht, für den Roman in Briefen: eine Wahl, die gewiß auch durch die Art des zugrunde gelegten Materials, das neben Tagebuchaufzeichnungen zum großen Teil aus eigenen in Wetzlar geschriebenen Briefen bestand, mitbestimmt war und sich instinktiv empfahl, weil nur sie dem Gefühl die ungehemmteste Ergießung gewährleisten konnte. Die letzte Stockung vor der Vollendung des Werkes war überwunden, als aus der Beziehung Goethes zu Maximiliane Brentano, der eben erst mit dem um einundzwanzig Jahre älteren Manne und Witwer von fünf Kindern verheirateten Tochter von Sophie Laroche, sich Konflikte und Situationen ergeben hatten, in denen sich Jerusalems Verhältnisse beinahe wiederholten. In wenigen Wochen eilt der Roman seinem Ende zu, wird sofort an den Verleger abgeschickt und erscheint in der Michaelismesse unter dem Titel:

Die Leiden
des
jungen Werthers.
Erster [– Zweyter] Theil.
Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

Die Gestalt, in der wir den Roman hier darbieten, ist nicht die von 1774, sondern die Überarbeitung, die 1787 im ersten Band von Goethes „Schriften“ bei Georg

Joachim Göschen in Leipzig erschien. Wie die Analyse des Werkes überhaupt so würde auch die Vergleichung der beiden Fassungen über den uns gesteckten Rahmen hinausgehen, und wir können ihrer um so leichter entraten, als in den meisten kritisch eingeleiteten und kommentierten Goetheausgaben die nötigen Aufklärungen zu finden sind. Wir dürfen uns also nunmehr dem zweiten Teil unserer Aufgabe zuwenden und wollen versuchen, die Aufnahme, die der Roman bei seinen Zeitgenossen gefunden, und den Eindruck, den er hinterlassen hat, zu schildern.

Selbstverständlich waren Kestner und Lotte unter den ersten, die ein Exemplar erhielten; den Begleitbrief läßt Goethe, am 23. September, folgen: „Habt ihr das Buch schon, so versteht ihr beigehendes Zettelchen; ich vergaß, es hineinzulegen im Hurrli in dem ich jetzt lebe ... Ich bitt euch gebt das Buch noch nicht weiter, und behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Toten ..." Der Einschluß ist an Lotte gerichtet und lautet: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so wert, als wärs das einzige in der Welt. Du sollsts haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, habs weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! – Und ich bitte dich, laß es außer Meyers [einem Kollegen Kestners und seiner Frau in Hannover] niemand jetzo sehn, es kommt erst die Leipziger Messe ins Publikum. Ich wünschte, jedes läs es allein vor sich, du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen." Kestners Antwort freilich fiel anders aus, als Goethe erwartet hatte. So falsch die darin vertretene Auffassung war, wenn man in Erwägung zieht, daß ein Kunstwerk anderen Gesetzen folgt als ein Tatsachenbericht, so verständlich erscheint Kestners Betroffenheit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er sich und Lotte nun ins vollste Licht der Öffentlichkeit gestellt und ihrer Kritik preisgegeben sah. Der Werther habe ihn, schrieb er, in gewissem Betracht, schlecht erbaut. Durch das Verweben der Personen mit Fremdem und Zusammenschmelzen mehrerer in eine seien die wirklichen Personen, von denen Goethe Züge entlehnt habe, prostituiert. Der wirklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid sein, wenn sie der gemalten Lotte gleich wäre. „Und das elende Geschöpf von einem Albert!" so schloß er entrüstet, „mag es immer ein eignes nicht kopiertes Gemälde sein sollen, so hat es doch von einem Original wieder solche Züge (zwar nur von der Außenseite und, Gott sei's gedankt, nur von der Außenseite), daß man leicht auf den wirklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn so haben wolltet, mußtet Ihr ihn zu so einem Klotze machen? damit Ihr etwa auf ihn stolz hintreten und sagen könntet: seht, was ich für ein Kerl bin!" Die Peinlichkeit der Situation, in die sich Kestner versetzt fühlte, wurde noch unterstrichen, als eine Broschüre von sechzehn Seiten, die als „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers" 1775 erschien, in ungebührlicher Inanspruchnahme des

Romans für außerhalb seiner Bestimmung liegende Zwecke die Gleichstellung der Vorgänge, Personen und Lokalitäten darin mit den wirklichen Verhältnissen vornahm, wobei von den Eigennamen allerdings nur die Anfangsbuchstaben angegeben wurden. Der ungenannte Verfasser war Karl Wilhelm Freiherr von Breidenbach zu Breidenstein, der gleich Goethe Praktikant in Wetzlar und Mitglied der Tafelrunde gewesen war.

Im Deutschordenshause riß einer dem andern den Roman aus der Hand. „Gestern abend", schrieb Lottens Bruder Hans unterm 19. November an seinen Schwager, „lasen der Papa, Karoline, Lene, Wilhelm und ich in einem Exemplar, welches wir uneingebunden von Gießen hatten; jedes Blatt ging durch fünf Hände. Die Kleinen, Fritz, Sophie, Georg und Ammel liefen umher wie närrisch und stahlen den Größeren die Blätter." In der Stadt Wetzlar machten zu derselben Zeit zwei Exemplare die Runde, und jedermann wollte das Buch lesen.

Inzwischen war es an die Buchhändler gelangt und auch den literarischen Zeitschriften zur Rezension zugegangen. Die ersten Kritiken erschienen. Den Anfang scheint Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, gemacht zu haben. Am 22. Oktober konnte man in seiner Zeitschrift die Anzeige des Romans lesen: „Weiß nicht, ob's 'ne Geschicht' oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf herauszuholen... Der arme Werther!... Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Peking getan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Hügel eine Grasbank machen, daß man sich drauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine..." Dann aber ruft er den Jüngling auf, sich zu ermannen, wenn er ausgeweint habe, und sich auf die Tugend zu besinnen, die nur mit viel Ernst und Streben errungen werden könne und dem, der sie habe, reichlich lohne.

Enthusiastisch begrüßte Wilhelm Heinse im Dezemberheft von Johann Georg Jacobis „Iris" den Roman: „Wer gefühlt hat, und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn ers bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Träne." Seine Begeisterung entlädt sich in Superlativen und Ausrufen. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben in allem flössen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit in dieser Geschichte, die kein Roman, sondern allein Darstellung der Leiden des jungen Werthers aus seinem ganzen Wesen bis aus dem Mittelpunkte des Herzens heraus sei. Es seien einige Briefe darin, die unter das Vortrefflichste gehörten, was das starkfühlende Herz der stärksten Geister – hierbei nennt er Petrarca

II*

und Rousseau – je hervorgebracht habe. „Habe warmen herzlichen Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geschenke gabst“: mit dieser Apostrophe nimmt er Abschied von dem Buche, das, wie er sagt, bei denen liegen wird, die er des Jahres mehr als einmal liest.

In gleicher Überschwenglichkeit feierte Christian Friedrich Daniel Schubart in seiner „Deutschen Chronik“, gleichfalls im Dezember, den Roman: „Da sitz ich mit zerfloßnem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag dir, Leser, daß ich eben die Leiden des jungen Werthers von meinem lieben Göthe – gelesen? – nein, verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt ichs, so hätte ich kein Herz . . . Soll ich einige schöne Stellen herausheben? Kann nicht; das hieße mit dem Brennglas Schwamm anzünden und sagen: Schau, Mensch, das ist Sonnenfeuer! – Kauf's Buch, und lies selbst! Nimm aber dein Herz mit! – Wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können.“

Wielands Besprechung im „Teutschen Merkur“, Dezember 1774, rühmte die Beseelung von Werthers Charakter, von dem kein einziger Zug unkenntlich bleibe, und betonte, daß einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, keine Apologie des Selbstmords schreiben heiße. Dennoch sei dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bei diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troste empfohlen habe, die aus Geschick oder eigner Schuld keinen bessern finden könnten.

Diese Wendung zielt auf die Gegner Werthers, die bald nach dem Erscheinen des Buches aufgestanden waren, um je nach ihrem Temperament mehr oder minder scharf und eifernd seine Tendenz zu bekämpfen. Werthers mehrfach verteidigte Forderung der freien Verfügung des Menschen über sein Leben – „daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will“ – rief die Theologen auf den Plan. So verfaßte D. Johann Friedrich Teller in Zeitz eine „Vernunft- und Schriftmäßige Abhandlung über den Selbstmord, eine Abfertigung an den jungen Werther“ (Leipzig 1776), der Göttinger Theologe Gottfried Leß eine Schrift „Vom Selbstmorde“ (Göttingen 1776), um nur einige der frühesten Beispiele zu nennen. Nach Gottfried Leß ist Selbstmord 1. schimpfliche Feigheit, 2. wahre Niederträchtigkeit, 3. förmlicher Ungehorsam gegen Gottes ausdrücklichen Befehl, 4. schwarzer Undank gegen Gott, 5. Treulosigkeit gegen die menschliche Gesellschaft, 6. unsinnige Gleichgültigkeit gegen sein eigenes Wohl. Aus allem dem ergibt sich für den Christen die Pflicht, jede Art des Selbstmordes mit dem

größten Abscheu zu meiden. Das Christentum wird als ein Segen für die Welt gepriesen, weil es so überzeugend, so sonnenklar einleuchtend die Abscheulichkeit und Strafbarkeit des Selbstmordes darstelle. Aus innerer Notwendigkeit folgt darum der Ausruf: „Dichter! Romanenschreiber! Witzige Köpfe! Wohin führen alle die Firnisse, die ihr dem Selbstmorde anstreicht? Alle die glänzenden Farben, womit ihr ihn bekleidet? Jene melancholischen Gemälde der Vereitelung einer ehelichen Liebe oder gar einer viehischen Lust; jene Lobpreisungen der Selbstmörder, vom Cato an bis zum Werther herab! Wohin führet dies alles? – Allen Lastern die Tore zu eröffnen; alle Verbrechen zu begünstigen; und das menschliche Geschlecht durch sie zugrunde zu richten! Wer Selbstmord predigt oder beschöniget, der ist – der größte Feind des menschlichen Geschlechts!" Selbst die Obrigkeit wurde zur Abwehr des großen Verführers Werther in Bewegung gesetzt. Am 28. Januar 1775 richtete der Dekan der theologischen Fakultät an der Universität Leipzig Johann August Ernesti ein Promemoria an die kurfürstliche Bücherkommission, worin er gegen den Verkauf des Romans Einspruch erhob. Diese Schrift sei eine Apologie und Empfehlung des Selbstmordes und auch um deswillen gefährlich, weil sie in witziger und einnehmender Schreibart abgefaßt sei. Gelehrte und sonst gesetzte Männer hätten sich nicht getraut, das Buch durchzulesen, sondern es etlichemal weggelegt. Da die Schrift also üble Impressiones, zumal bei schwachen Leuten, Weibspersonen, machen und ihnen verführerisch werden könne, so habe die theologische Fakultät für nötig gefunden zu sorgen, daß diese Schrift unterdrückt werde: dazumal itzo die Exempel des Selbstmordes frequenter würden. Daher er die Löbl. Bücherkommission im Namen jener ersuche, den Verkauf dieser Schrift zu verbieten und dadurch üblen Folgen vorbeugen zu helfen. Daraufhin untersagte die Kommission sämtlichen in Leipzig anwesenden Buchhändlern und Buchdruckern den Vertrieb des Romans bei zehn Talern Strafe. In Hamburg war es der Hauptpastor an der Katharinenkirche Johann Melchior Goeze, der gegen Werther ins Feld zog. Seine „Kurzen aber notwendigen Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers" gipfeln in den fanatischen Worten: „Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift lesen, ohne ein Pestgeschwür davon in seiner Seele zurückzubehalten, welches gewiß zu seiner Zeit aufbrechen wird! Und keine Zensur hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans? Die Verleger haben den Mut, ihren Namen auf dieselben zu setzen. Die Zeitungsposaunen geben den höchsten Ton zu ihrem Lobe an . . . Ewiger Gott! was für Zeiten hast du uns erleben lassen!" Aber wenn er auch den Helden und sein Tun verwirft, so vernimmt er doch das Hinreißende in der Sprache dieses Werkes, allerdings nur damit ihm dessen Gefährlichkeit um so erschrecklicher vor die Seele trete. In der Tat war es in erster Linie die Sprache, die

in ihrer aus der Tiefe der Anschauung sich entfaltenden Bildlichkeit und aus der Fülle des Herzens strömenden Leidenschaftlichkeit wie ein Magnet die Leser anzog und festhielt. Die Epoche brach an, die wir die Wertherzeit nennen.

Trotz des Verbotes der Bücherkommission ließ Weygand selbst im Jahre 1775 von dem Roman noch drei neue Auflagen drucken; daneben erschienen, die übliche Begleitung gangbarer Werke im 18. Jahrhundert, zahlreiche Nachdrucke, von denen einer mit der Bezeichnung Wahlheim als Verlagsort sonderlich genannt sei. Aus solcher Verbreitung, die ihre Ursache ja in der regen und dauernden Nachfrage hatte, können wir entnehmen, wie stark und allgemein die seelische Bewegung, die der Roman hervorrief, war und werden mußte. Vor allem ergriff das Schicksal der hoffnungslos Liebenden die Jünglinge und Mädchen, wobei der Name Lotte einen eigentümlichen Klang und Reiz gewann und von mancher Trägerin wie eine Auszeichnung empfunden wurde. Während die charakteristische Tracht Werthers (blauer Frack, gelbe Hose und Weste, Schaftstiefeln mit braunen Stulpen) den Männern gestattete, ihr Vorbild wenigstens äußerlich täuschend zu kopieren, waren die blaßroten Schleifen an Arm und Brust die einzige Besonderheit des simpeln, weißen Kleides, wie Lotte es trug, als Werther sie zum ersten Male sah; nachahmenswürdig aber um so mehr, als eine davon ihm so teuer geworden war, daß er ihrer noch in der Todesstunde gedachte. Teilten die Mädchen mit Lotte die Leidenschaft für den Tanz, so litten die Jünglinge wie Werther unter der Eifersucht, die Geliebte mit einem andern walzen zu sehen.

Wichtiger als diese Kennzeichen der nur die Oberfläche kräuselnden Einwirkung des Romans sind die Zeugnisse von dem Aufruhr, den er in den Seelen angerichtet hat. „Ich war siebzehn Jahre alt," so erzählt rückblickend August Wilhelm Rehberg, „als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Tränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens; im demütigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könne, als dieser da." Wie viele Tränen mögen dann aus den Augen der Mädchen geflossen sein, wenn sie an dem Helden des Buches die Jünglinge ihrer Bekanntschaft maßen mit dem sehnsüchtigen Wunsche, von ihnen so wie Lotte von Werther geliebt zu werden!

Aber alle diese Beziehungen sind ungefährlicher Natur im Gegensatz zu denen, die sich an Werther als das Vorbild eines unglücklich Liebenden knüpfen. Jünglinge und Mädchen in ähnlicher oder gleicher Lage sogen aus dem Roman das süße Gift der Verzweiflung, der sie sich oft bis zu den letzten Folgerungen überließen. „In diesem Jahrhundert", so heißt es in einer Abhandlung über den Selbstmord, die 1790 erschien, „gab es eine Epoche, wo die Empfindelei weit um sich griff, wo beide Geschlechter

von dieser Epidemie angesteckt wurden – man kennt das Wertherfieber! wie solches in teutschen Landen grassierte, wie Jünglinge ihre Nerven abstumpften, und empfindsame Toren wurden, wie Mädchen Wertherinnen sein wollten ... und das Leben gering schätzten – das Lesen der empfindsamen schwärmerischen Schriften stiftete viel Unheil und verbreitete sich selbst auf die niedern Stände – zu Halle erhing sich ein Schustergeselle, und man fand Werthers Leiden in seiner Tasche – bei Breslau stürzte sich ein Mädchen vom Giebel des Hauses herunter, weil des Pachters Sohn ihre romantische Liebe nicht erwidern wollte." Von einer anderen schrecklichen Begebenheit wird aus dem Anfang des Jahres 1775 berichtet, nämlich, daß eine sonst verständige, aber etwas hysterische Person, nachdem sie sich die Leiden Werthers hatte vorlesen lassen, sich vergiftet und noch vor ihrem Tode ohne Reue gestanden habe, durch dieses Buch dazu bestimmt worden zu sein. Im März 1777 erschoß sich, wie Lucie Auguste Jensen an ihren Verlobten Johann Ehrenfried Jacob Dahlmann – beide wurden die Eltern des berühmten Historikers – schreibt, in Kiel ein junger Student, der Karstens hieß und angeblich von Geburt ein Schwede war. „Man fand ihn tot auf seinem Zimmer, Werthers Geschichte nebst einigen andern Büchern von der Art lag aufgeschlagen bei ihm, er hat die Pistole mit vier Kugeln geladen, um ja nicht zu verfehlen, er hat einige Briefe zurückgelassen, worin er zeigt, wie viel Ähnliches seine Geschichte mit der Geschichte des jungen Werthers hat, er soll auch eine Geliebte gehabt haben, die sich verheiratet hat, und um ihm ganz ähnlich zu werden, hat er ihm auch im Tode, und in jedem kleinen Umstande, gleichen wollen, er hat zum Exempel verlangt, in seiner völligen Kleidung und unter zwei grüne Bäume begraben zu werden." Am 29. September 1781 erschoß sich der Hauptmann von Arenswald, als er sich der Unmöglichkeit gegenüber sah, Schulden, die er zum Teil, von seinem guten Herzen verleitet, für einen andern, Unwürdigen, eingegangen war, jemals zu bezahlen. Unter den Büchern, nach denen er seine Theorie, daß der Mensch Herr über sein Leben sei, wenn es ihm lästig werde, gebildet hatte, waren auch Werthers Leiden gewesen. „Es war", so sagt Carl Friedrich Stäudlin in seiner 1824 erschienenen „Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde", „vermutlich Rücksicht auf Zeitumstände und auf die veränderte Richtung der Denkart mancher Deutschen in Ansehung des Selbstmords, was die theologische Fakultät zu Göttingen veranlaßte, im Jahre 1784 den Studierenden die Preisfrage aufzugeben: Ob diese Tat nach den Grundsätzen der christlichen Moral verteidiget werden könne oder ihnen widerspreche? Den Preis trug Gottfried Ernst Grodbeck aus Danzig davon." In seiner „Commentatio de morte voluntaria" nahm er auch auf Werthers Leiden Bezug. Schon Goethe hatte sich 1775 klagend und beschwörend vor den Toten gestellt und sich gegen die konsequenten

Werthernachahmer gewandt, als er der zweiten Auflage seines Buches die folgenden Verse voransetzte:

Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein.
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

Aufwühlend konnte der Roman auch in den Ehen wirken, wenn er auf enttäuschte Frauen traf, die seinen Helden zum Gegenstand ihrer Vergleiche und Wünsche machten (nicht bedenkend, daß Werther als Ehemann in dem Maße erkalten würde, als er einst Glut war). Es ist daher sehr erklärlich, daß man schon die jungen Mädchen vor der Lektüre des gefährlichen, verwirrenden Buches warnte.

Überhaupt kann man sich die Durchbringung des Lebens in den zwei Jahrzehnten nach dem Erscheinen des Romans mit seinen Vorstellungen und sprachlichen Prägungen nicht mannigfaltig genug ausdenken. Solcher allgegenwärtige Bezug entwickelt aus der Zeit den Wertherstil. Darum konnte Karl Philipp Moritz von seinem Anton Reiser, der er selber war, schreiben: „Allein die zu oft wiederholte Lektüre des Werthers brachte seinen Ausdruck sowohl als seine Denkkraft um vieles zurück, indem ihm die Wendungen und selbst die Gedanken in diesem Schriftsteller durch die öftere Wiederholung so geläufig wurden, daß er sie oft für seine eigenen hielt, und noch verschiedene Jahre nachher bei den Aufsätzen, die er entwarf, mit Reminiszenzien aus dem Werther zu kämpfen hatte, welches der Fall bei mehrern jungen Schriftstellern gewesen ist, die sich seit der Zeit gebildet haben." Dichtung und Leben gingen ineinander über. „Lavater, hast du keine Ähnlichkeit zwischen mir und Werther gefunden?" fragt, im Februar 1775, der junge, für die 20jährige Freifrau Charlotte von der Recke leidenschaftlich entflammte Gottlob David Hartmann. Er habe Werthers Leiden mit ihr gelesen. Zehnmal habe ers verschlungen. Das Buch solle sein Freund bleiben und Lavater hieran denken, wenn einst sein, Hartmanns, Schicksal Ähnlichkeit mit Werthers hätte. Aus diesem Zusammenhang stellt sich denn auch – um nur ein Beispiel für die durch Werther beeinflußte Terminologie heranzuziehen – in einem seiner Briefe die bekannte Wendung ein von dem Kerker, den er verlassen könne, wenn er wolle.

Nicht anders als heutzutage ein Buch war der Wertherroman Mode geworden. À la Werther wurde ein Schlagwort der Zeit. Der Kleidung im Wertherstil haben wir schon gedacht. Einem Parfüm gab man den Namen Eau de Werther. Andere Gelegenheiten, das Andenken Werthers immer wieder zu erneuern, bot die Industrie, indem sie auf die Emaille von Broschen und Gürtelschlössern oder auf Porzellantassen zierliche Bildnisse von Werther und Lotte oder Darstellungen aus dem Roman zauberte. Kunstfertige Hände schufen auf Stammbuchblättern entzückende Malereien en miniature

Szenen, wie sie den Kupfern abzusehen waren, mit denen Daniel Chodowiecki den Roman für die von dem Verleger Himburg in Berlin veranstaltete Nachdrucksausgabe von Doktor Goethens Schriften geschmückt hatte. Von ihm rührt auch der nie ausgeführte Entwurf zu einem Wertherfächer her, während der wiener Kupferstecher und Verleger Löschenkohl solche, laut dem Warenverzeichnis seiner Fächerfabrik, tatsächlich in den Handel gebracht hat. Eine Spekulation auf die Lotteverhimmelung war ein „Lotte" bezeichneter Kupferstich, von dem die „Allgemeine deutsche Bibliothek" urteilte, die Unterschrift sei bloß hingesetzt, um dem sonst sehr unähnlichen und sehr uninteressanten Bilde Käufer zu verschaffen. In tränenreichem Gedächtniskult vor Urnen, die dem „edeln, lieben Dulder" unter Trauerweiden errichtet wurden, äußerte sich das Mitleid der Frauen, oder es drängte sich am Spinett zusammen im hinschmelzenden Gesange von Carl Ernst von Reitzensteins Liede „Lotte bei Werthers Grabe" (Ausgelitten hast du — ausgerungen, Armer Jüngling, deinen Todesstreit), einem der beliebtesten der im Gefolge Werthers zahlreich entstandenen Gedichte, das auch mehrfach komponiert wurde. Sogar von einer Prozession nach dem Grabe Jerusalems im Jahre 1776 kann berichtet werden. Sie wurde von wetzlarischen Wertherschwärmern beiderlei Geschlechts veranstaltet. Den Vorgang hat uns Friedrich Christian Laukhardt in seiner Selbstbiographie überliefert. Man versammelte sich am festgesetzten Abend, jemand las aus den „Leiden des jungen Werthers" vor, Lieder, die ihn verherrlichten, wurden gesungen, dann bewegte sich der Zug nach dem Kirchhof. Jeder Teilnehmer trug ein Wachslicht, war schwarz gekleidet und hatte sogar einen schwarzen Flor vor dem Gesicht. Auf dem Kirchhof angekommen, schloß man einen Kreis um das Grab des teuren Märtyrers und sang das Lied „Ausgelitten hast du — ausgerungen". Dann trat ein Redner auf und hielt eine Lobrede auf den Verblichenen, in der er nebenbei bewies, daß der Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Blumen wurden auf das Grab geworfen, Tränen flossen, schließlich ging man wieder heim, denn es war schon Mitternacht. Die Torheit, als solche bezeichnet Laukhardt die Unternehmung, wurde nach einigen Tagen wiederholt, als aber der Magistrat es ziemlich deutlich merken ließ, daß er im abermaligen Wiederholungsfall gegen den Unfug einschreiten würde, unterblieb die Fortsetzung. Das Schlimmste aber wurde dem armen Werther in Österreich angetan: in Wien machte ihn der k. k. privilegierte Kunst- und Luftfeuerwerker Joseph Mellina zum Mittelpunkt eines Feuerwerks, während er vor kurzem erst von dem Ballettmeister Joseph Schmalögger in Preßburg in einem original tragischen Ballett in drei Aufzügen auf die Bühne gebracht worden war. Das im Juni 1781 abgebrannte Feuerwerk stellte Werthers Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium dar und bestand aus mehreren Abteilungen.

Solcher umfassenden Einwirkung auf das Leben entspricht denn auch der Umfang der literarischen Hervorbringung der Zeit. In gelungene und mangelhafte Verse ergoß sich das von Werther aufgewühlte und auf seinen Ton gestimmte Gefühl der Dichter und Dichterinnen. Am häufigsten ist die Vorstellung, an Werthers Grabe zu stehen, ihm voll tiefen Mitleids tröstende und verzeihende Worte nachzurufen – wobei dem kalten Christen verwiesen wird, richten zu wollen – oder ihm, dem Freunde, die Marter der eigenen hoffnungslosen Liebe zu klagen. Auch Lotte sehen wir an seinem Grabe stehen:

Ausgelitten hast du — ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesstreit;
Abgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit!
O warum — O! daß ich dir gefallen!
Hätte nie mein Auge dich erblickt,
Hätte nimmer von den Mädchen allen
Das verlobte Mädchen dich entzückt!
Jede Freude, meiner Seelen Frieden
Ist dahin, auch ohne Wiederkehr!
Ruh und Glücke sind von mir geschieden,
Und mein Albert liebt mich nun nicht mehr.
Einsam weil' ich auf der Rasenstelle,
Wo uns oft der späte Mond belauscht,
Jammernd irr ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauscht;
Bis zum Lager, wo ich träum und leide,
Ängsten Schrecken meine Phantasie;
Blutig wandelst du im Sterbekleide
Mit den Waffen, die ich selbst dir lieh.

Dann erwach ich bebend — und ersticke
Noch den Seufzer, der mir schon entrann,
Bis ich weg von Alberts finstern Blicke
Mich zu deinem Grabe stehlen kann.
Heilige, mit frommen kalten Herzen,
Gehn vorüber und — verdammen dich:
Ich allein, ich fühle deine Schmerzen,
Teures Opfer, und beweine dich!
Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unsre Tage wiegt,
Und nun offen auf der furchtbarn Wage
Deine Schuld und deine Liebe liegt:
Dann, wo Lotte jenen süßen Trieben
Gern begegnet, die sie hier verwarf,
Vor den Engeln ihren Werther lieben
Und ihr Albert nicht mehr zürnen darf:
Dann, o! dräng ich zu des Thrones Stufen
Mich an meines Alberts Seite zu,
Rufen wird er selbst, versöhnet rufen:
Ich vergeb ihm: O, verschone du!

Und der Richter wird Verschonung winken;
Ruh empfängst du nach der langen Pein,
Und in einer Myrtenlaube trinken
Wir die Seligkeit des Himmels ein.

Ihr antwortet Werther aus dem Grabe:

Weine nicht! – es ist der Sieg erkämpfet,
Dieser Sieg, errungen durch ein Grab,
Und das innre Toben ist gedämpfet,
Das mein Schöpfer meinem Herzen gab.
Weine nicht! — ich habe sie gefunden,
Diese Ruhe nach dem langen Streit,
Und geheilet hat der Tod die Wunden
Und geleitet mich zur Seligkeit.

[Georg Ernst von Rüling.]

Albert hingegen erscheint in den Gedichten, die ihm in den Mund gelegt werden, unrastig, vom Schmerz umhergetrieben: Werther hat ihm Lottes Herz entfremdet, ja entwendet; falsch nennt er sie, betrogen sich in einem Gedicht, das er an Werthers Geist richtet. Abgewelkt, lebensmüde sehnt er sich nach dem Grabe, da er, nach Werthers Tode, sieht, daß ihn Lotte nicht mehr liebt. In den mannigfaltigsten Ab-

wandlungen klingt uns noch das Wertherthema aus den Gedichtbüchern der Zeit entgegen; selbst den „letzten Aufsatz Werthers an Lotten, nachts nach eilf Uhr,“ hat jemand in Verse gebracht. Mit Heinrich Gottfried von Bretschneiders Bänkellied, der „entsetzlichen Mordgeschichte von dem jungen Werther“, deren gleicherweise parodisierendes Seitenstück die „trostreiche und wunderbare Historia, betitult: Die Leiden und Freuden Werthers des Mannes“ ist, betreten wir wieder den Boden der Werthergegner, die auch im Bereich der Dichtung erbauliche Stücke hervorgebracht haben; hiervon ein Beispiel in dem Epigramm Albrecht Wittenbergs:

Über die
Leiden des jungen Werthers.

Des Weisen Lehr', am innern Werte reich,
Ist, goldnen Äpfeln gleich
In Silberschalen,
Nicht zu bezahlen:
Doch deine Lehr', o sträflicher Verbrecher!
O Werther! ist in einem goldnen Becher
Wie Sodomsäpfel; nimmt man sie heraus,
So findet man nur Gift und Graus.

In der Roman- und Dramenliteratur muß Werther sich über drei Jahrzehnte lang die verschiedenartigsten und merkwürdigsten Anwendungen und Verwandlungen gefallen lassen. In den dramatischen Bearbeitungen des Romans, die als Trauerspiel, Ballett und Posse gestaltet sind, tritt er meist unter seinem Namen auf. Den Titel „Das Werther-Fieber“ führt eine Erzählung (1776; von Ernst August Anton von Göchhausen) und ein Schauspiel (1785; von L. A. Hoffmann). Im Untertitel mancher Romane wird die Abhängigkeit vom Wertherroman gar nicht verschwiegen, ihre Betonung vielleicht sogar als eine Empfehlung angesehen; sie treten als Seiten-, Gegen- oder Nebenstücke zu Werthers Leiden auf; ein „Pendant“ hatte auch Lenz, der Jugendfreund Goethes seit der Straßburger Zeit, in der Erzählung „Der Waldbruder“ geschrieben. Andere Romane werden durch einen Zusatz ausdrücklich als Wertheriade gekennzeichnet. Daneben laufen Titelparallelen wie „Die Leiden des alten Görge, ein gräßliches Minnelied in zehn Vorträgen“, das freilich mit den Leiden des jungen Werthers außer dem Titelanklang nicht das geringste gemein hat, „Die Leiden der jungen Fanni“, über die wir noch sprechen werden, und „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies“. Dieser Roman, dessen sich der Pastor Johann Moritz Schwager schuldig gemacht hat, erschien im Jahre 1777. Er parodiert in der rohesten Weise Goethes Dichtung und schließt mit der Gemeinheit, daß der junge Franke, bevor er sich erhängt, erst noch entmannt wird. Als ein Gegengift gegen Werthers Leiden, die so manchem Menschen den Kopf verrückten, bezeichnete der Verfasser sein Buch, das er deshalb mit den folgenden Vierzeilern ein- und ausleitete:

Jeder Narre sehnt sich, so zu lieben,
Jede Närrin, so geliebt zu sein.
Aber wird das Faseln übertrieben,
Ach! so quillt aus ihm die grimme Pein.

Du beweinst ihn noch, o dumme Seele?
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach?
Allen Narren winkt er aus der Höhle — —
Bist du einer? o! so folg ihm nach.

Es fand die Nichtbeachtung, die es verdiente – nur eine einzige Besprechung ist bekannt –, aber Schwager war mit den Rezensenten, die es übersehen hatten, ausgesöhnt, als er, wie er erzählt, einige Jahre später im Brunnenorte Pyrmont einen wackern Mann traf, der seinen Umgang suchte und ihm zuletzt gestand, daß er ohne den jungen Franken zuverlässig ein Selbstmörder geworden wäre. Lotte als weiblichen Werther versuchte August Cornelius Stockmann in der Erzählung „Die Leiden der jungen Wertherin" (1775) zu schildern. Auch sonst noch erscheint Werther in irgendeiner Beziehung auf den Titeln von Dramen und Romanen. August Siegfried von Goue verfaßte das Trauerspiel „Masuren oder der junge Werther", das im Jahre 1775 unter der Fiktion, „aus dem Illyrischen" von Friedrich Bertram übersetzt zu sein, erschien. Ritter Masuren war der Beiname Karl Wilhelm Jerusalems im wetzlarer Ritterorden gewesen, und sein Schicksal hat Goue den Stoff für sein Drama geliefert. Ein anderes Schauspiel führt den Titel „Man denkt verschieden bei Werthers Leiden" (1779), A. Henselt nennt sein Theaterstück „Afterwerther oder Folgen jugendlicher Eifersucht" (1784), C. Bonafont seinen Roman „Der neue Werther oder Gefühl und Liebe" (1804), August Friedrich Cranz beschreibt „Des jungen Werthers Freuden in einer bessern Welt" als einen „Traum vielleicht, aber voll süßer Hoffnung für fühlende Herzen" (1780). Schon im Jahre 1775 hatte Friedrich Nicolai den Leiden die Freuden des jungen Werthers und die Leiden und Freuden Werthers des Mannes gegenübergestellt, eine Parodie, in der Werther, weil Albert die Pistole mit Hühnerblut geladen hat, nicht stirbt, sogar Lotte heiratet, um als Erzphilister sein Leben zu beschließen. Goethe quittierte über die Plattheit mit den bekannten derben Versen, ohne sie allerdings der Öffentlichkeit zu übergeben, aber noch 1796 grollte er in den Xenien:

Der junge Werther.
Worauf lauerst du hier? „Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut"

Eine Flut von Romanen, die von der Gefühlswelt Werthers zehrten, ergoß sich auf die Leserschaft der siebziger und achtziger Jahre. Als „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweier Liebenden" (1776; von Johann Martin Miller), „Fragmente aus der Geschichte eines liebenden Jünglings" (1778), „Adolfs gesammelte Briefe" (1778; von Albrecht Christoph Kayser), „Des jungen Sternheims Leiden und Freuden oder die Gefahren einer frühen Liebe" (1785) werden solche Modeerzeugnisse bezeichnet. In einer satirischen Geschichte „Die Kutsche" (1781) ist Werther der vorletzte Besitzer des Gefährts, das seine Erlebnisse erzählt. Jeder zehnte

der vielen Romane dieses Zeitraums enthält ein Kapitel, in dem wertherisiert oder gegen Werther polemisiert wird. Das berühmteste aller im Gefühlskreise um Werther aufgewachsenen Seitenstücke ist Johann Martin Millers Klostergeschichte „Siegwart" (1776), worin im Gegensatz zu Werther das Bild einer tugendhaften Liebe gezeigt werden sollte. Überspannte Affektiertheit, wie sie die Lektüre von Goethes Roman gezeitigt hat, gibt die Literatur als Wertherkarikatur zurück. Im vierten (1779 erschienenen) Bande von Johann Martin Millers „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau" tritt eine solche Karikatur auf, der junge Herr von Sperling, „ein Genie nach der allerneuesten Art". „Seit er Werthers Leiden gelesen hat, trägt er sich nie anders, als wie dieser, im blauen Frack und gelber Weste, und seit dieses Buch heraus ist, leidet er auch unendlich viel ... Oft sitzt er das ganze Essen über an der Tafel, ohne nur ein einziges Wort zu sprechen, hängt den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite, holt tiefe Seufzer aus der Brust herauf, zieht einen Musenalmanach aus der Tasche, liest etlich Augenblicke drin, verdreht die Augen, springt dann endlich vom Tisch auf, greift nach seinem Hut und schweift bis in die späte Nacht hinein in Wäldern, Wiesen und Feldern herum." Er sucht zu verschiedenen Malen mit jungen Frauen ein Verhältnis anzuknüpfen und wird durch den Ernst, mit dem er dabei den Werther spielt, lächerlich. Eine andere Wertherkarikatur begegnet uns in dem Schauspiel „zu Nutz und Frommen unsers egoistischen Jahrhunderts" „Die Egoisten" von F. v. R[amel] (1785). Hier heißt der schwärmerische Liebhaber Herr von Blondberg, der sich des schurkischen Hauptmanns von Schlangenau bedient, um die geliebte Amalie von Thalheim zu gewinnen, und an den, nachdem der Betrüger entlarvt und und er mit seiner Bewerbung der Lächerlichkeit verfallen ist, als an einen „wertherschen Affen" die ernste Vermahnung ergeht: „Werden Sie aus einem schwärmerischen Narren einmal zum nützlichen Mann, der seine Zeit besser hinbringt, als daß er sie zu romanhaften Entwürfen und unsinnigen Modetändeleien verschwendet. Sie werden's allemal aus der Erfahrung sehen, daß die zuckersüßen Männerchens, wenn's gleich jetzt Mode ist, am Ende schlecht wegkommen."

Selbst da, wo Lebensvorgänge, die an sich mit Werther nichts zu tun hatten, in Dichtung übergehen sollten, erwies er sich als die Zeit beherrschend. Am auffallendsten zeigt das der Roman, den der Selbstmord des Fräuleins Maria Franziska von Ickstadt hervorrief, das sich am 14. Januar 1785 im Alter von 16 Jahren 7 Monaten vom Turm der Frauenkirche in München herabstürzte, weil das Schicksal eine Verbindung mit dem Geliebten zu vereiteln drohte. Der Roman gibt sich schon durch den Titel „Die Leiden der jungen Fanni" als ein Pendant zu den „Leiden des jungen Werthers" kund, seine Absichten aber sind andere als die des Vorgängers, der jedem ein Freund

sein wollte, wenn er aus Geschick oder eigener Schuld keinen näheren finden könnte. „Nicht zum Trost, wie in Werthers Vorrede angemerkt ist," sagt der Verfasser, „soll man dieses Büchlein bei sich tragen. – Nein! Man soll es lesen, die Unglückliche beklagen, ihr Urteil in jene Zukunft, dahin sie ungerufen eilte – nicht bestimmen – ihr nicht fluchen – Allein Liebende sollen sich bewaffnen gegen eine Leidenschaft, die, wenn sie ohne Aussichten ist, so mächtig die Sinne eines schwachen Mädchens übermannen kann." Die Motive zu dieser schaurigen, überhaupt nie völlig aufgeklärten Tat sucht der Verfasser, ein Graf von Nesselrode, in dem von der Stiefmutter auf das liebende Mädchen ausgeübten Zwang, entweder einen anderen zu heiraten oder ihren Ungehorsam im Kloster zu büßen. Auf den Einspruch der Familie, die sich dadurch verleumdet glaubte, wurde die Feilhaltung des Romans in den münchener Buchläden verboten; auch erließ die Familie in Zeitschriften Erklärungen, die den wahren Sachverhalt aufdecken sollten und den Sturz als die Folge eines Schwindelanfalles bezeichneten.

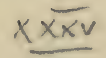
Es gibt kaum einen Zeitgenossen Goethes auf literarischem Gebiet, der nicht brieflich oder öffentlich für oder wider den Roman seine Meinung ausgesprochen hätte. Auch die beste aller Wertherbibliographien, Karl Kipkas Zusammenstellung in der neuen Auflage des vierten Bandes von Goedekes Grundriß, auf den hier für jede Beschäftigung mit dem Gegenstand hingewiesen sei, wollte und konnte in diesem Punkte nicht vollständig sein.

Die Wirkung der „Leiden des jungen Werthers" blieb nicht auf Deutschland beschränkt: England, Frankreich, Holland, Italien, Schweden – um nur einige Länder zu nennen – ergaben sich bald seiner Bezauberung. Zahlreiche Übersetzungen und Nachahmungen sind Zeugnisse von dem Einfluß, den er seit 1774 in das westliche Europa nimmt, trotz gelegentlicher Hindernisse, die er da und dort – wie ja auch in Deutschland selbst – findet. In England erscheint die erste Übertragung, von Daniel Malthus, 1779; in Frankreich 1774; in Holland 1776; in Italien, von Gaetano Grassi, 1781; in Schweden 1783. Auch ein Austausch der durch Werther angeregten Kunstschöpfungen beginnt: englische, französische und italienische Wertheriaden werden durch Eindeutschung bei uns heimisch.

Der bildenden Kunst bot der Wertherroman und seine weitverzweigte Nachfolge die dankbarsten Motive dar. Eine Zusammenstellung, wie der Bildteil sie bietet, ist bisher niemals unternommen worden. Die Mehrzahl der Vorlagen unserer Auslese durften wir der Sammlung Kippenberg in Leipzig entnehmen, wofür wir dem Besitzer zu tiefstem Dank verpflichtet sind. Auch allen, die uns, nach Ausweis der Anmerkungen zum folgenden Verzeichnis, sonst noch ihre Unterstützung haben zuteil werden lassen, sei für ihre Bereitwilligkeit herzlicher Dank ausgesprochen.

*

Verzeichnis der Abbildungen.



Die Leiden des jungen Werther.

*

Was ich von der Geschichte des armen Werther nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geiste und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Tränen nicht versagen.

Und du, gute Seele, die du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden und laß das Büchlein deinen Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst!

* *

*

Erstes Buch.

Am 4. Mai 1771.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu sein! Ich weiß, du verzeihst mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meine zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, daß eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergetzt? hab' ich nicht — ? O was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verspreche dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr ein bißchen Übel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer getan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein. Gewiß, du hast recht, Bester: der Schmerzen wären minder unter den Menschen, wenn sie nicht (Gott weiß, warum sie so gemacht sind!) mit soviel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Übels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

Du bist so gut, meiner Mutter zu sagen, daß ich ihr Geschäft bestens betreiben und ihr ehstens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante gesprochen und bei weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie ist eine muntere, heftige Frau von dem besten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beschwerden über den zurückgehaltenen Erbschaftsanteil; sie sagte mir ihre Gründe, Ursachen und die Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre, alles herauszugeben und mehr, als wir verlangten. – Kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben, sage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.

Übrigens befinde ich mich hier gar wohl: die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten, und man möchte zum Maienkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen ringsumher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen v. M . . , seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzen und die lieblichsten Täler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Träne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Kabinettchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten sein: der Gärtner ist mir zugetan, nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden.

*

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht Einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das

innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält – mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund – Aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

*

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben oder ob die warme, himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles ringsumher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die obenumher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien und wie um die Brunnen und Quellen wohltätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

*

Am 13. Mai.

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst. – Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein, braust dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang,

1*

und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstet hast du nichts gesehn als dieses Herz. Lieber, brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehn? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind: jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter; es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

*

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dies und das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren, und dann gibt's Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die sich herabzulassen scheinen, um ihren Übermut dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind noch sein können; aber ich halte dafür, daß der, der nötig zu haben glaubt, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respekt zu erhalten, ebenso tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. „Soll ich Ihr helfen, Jungfer?" sagte ich. – Sie ward rot über und über. „O nein, Herr!" sagte sie. — „Ohne Umstände." – Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

*

Den 17. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da tut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke miteinander geht. Wenn du fragst, wie die Leute hier sind, muß ich dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Teil der Zeit, um zu leben, und das bißchen, das

ihnen von Freiheit übrigbleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das tut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein! — Und doch! mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unsereinem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie je gekannt habe! — Ich würde sagen: du bist ein Tor! du suchst, was hienieden nicht zu finden ist; aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V.. an, einen offnen Jungen mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch, er wisse mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerlei spüre; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechisch könnte (zwei Meteore hierzulande!), wandte er sich an mich und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und versicherte mich, er habe Sulzers „Theorie“, den ersten Teil, ganz durchgelesen und besitze ein Manuskript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut sein.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennenlernen, den fürstlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menschen. Man sagt, es soll eine Seelenfreude sein, ihn unter seinen Kindern zu sehen, deren er neun hat; besonders macht man viel Wesens von seiner ältesten Tochter. Er hat mich zu sich gebeten, und ich will ihn ehster Tage besuchen. Er wohnt auf einem fürstlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode seiner Frau zu ziehen die Erlaubnis erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthause zu weh tat.

Sonst sind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausstehlich ist, am unerträglichsten ihre Freundschaftsbezeigungen.

Leb' wohl! Der Brief wird dir recht sein: er ist ganz historisch.

*

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchen schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt – das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrten Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln und wie jene nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, ebensowenig nach wahren Zwecken handeln, ebenso durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich gestehe dir gern (denn ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest), daß diejenigen die glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen und mit großem Respekt um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr! – Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. – Wohl dem, der so sein kann! Wer aber in seiner Demut erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß und wie unverdrossen dann doch auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht und alle gleich interessiert sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehn, ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst und

ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

*

Am 26. Mai.

Du kennst von alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier hab' ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim*) nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Tal. Eine gute Wirtin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee, und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirtshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erstemal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick: ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunentor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hintereinander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeste von dem Meinen hinzuzutun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vorteile der Regeln viel sagen, ungefähr, was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merk-

*) Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genötigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

würdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sag' du: Das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben etc. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichnis geben? Es ist damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: „Feiner junger Herr! lieben ist menschlich, nur müßt Ihr menschlich lieben! Teilet Eure Stunden ein: die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet Eurem Mädchen. Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Eurer Notdurft übrigbleibt, davon verwehr' ich Euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage" etc. Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten hereinbraust und eure staunende Seele erschüttert? Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zugrunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

*

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich sehe, in Verzückung, Gleichnisse und Deklamation verfallen und habe darüber vergessen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden ist. Ich saß, ganz in malerische Empfindung vertieft, die dir mein gestriges Blatt sehr zerstückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich indes nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: „Philipps, du bist recht brav." Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin und fragte sie, ob sie Mutter von den Kindern wäre. Sie bejahte es, und indem sie dem ältesten einen halben Weck gab, nahm sie das kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. „Ich habe", sagte sie, „meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben und bin mit meinem Ältesten in die Stadt gegangen, um Weißbrot zu holen und Zucker und ein irden Breipfännchen." Ich sah das alles in dem Korbe, dessen Deckel abgefallen war. „Ich will meinem Hans" (das war der Name des Jüngsten) „ein Süppchen kochen zum Abende; der

lose Vogel, der Große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philippsen um die Scharre des Breis zankte." Ich fragte nach dem Ältesten, und sie hatte mir kaum gesagt, daß er auf der Wiese sich mit ein paar Gänsen herumjage, als er gesprungen kam und dem zweiten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe und erfuhr, daß sie des Schulmeisters Tochter sei und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. „Sie haben ihn drum betriegen wollen", sagte sie, „und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! ich höre nichts von ihm." – Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir voneinander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt; sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und teilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirtin Order, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgnis zu nehmen: sie möchten den Herrn inkommodieren.

*

Am 30. Mai.

Was ich dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit wenigem viel gesagt. Ich habe heut eine Szene gehabt, die, rein abgeschrieben, die schönste Idylle von der Welt gäbe. Doch was soll Dichtung, Szene und Idylle? muß es denn immer gebosselt sein, wenn wir teil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist du wieder übel betrogen; es ist nichts als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften

Teilnehmung hingerissen hat. Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und du wirst mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause und beschäftigte sich, an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen, wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Witwe in Diensten sei und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so vieles von ihr und lobte sie dergestalt, daß ich bald merken konnte, er sei ihr mit Leib und Seele zugetan. Sie sei nicht mehr jung, sagte er, sie sei von ihrem ersten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heiraten, und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sei, wie sehr er wünsche, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Geberden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältnis zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja, wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte.

Ich will nun suchen, auch sie ehstens zu sehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke: ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erscheint sie mir vor meinen eigenen Augen nicht so, wie sie jetzt vor mir steht, und warum soll ich mir das schöne Bild verderben?

*

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht schreibe? – Fragst du das und bist doch auch der Gelehrten einer? Du solltest raten, daß ich mich wohl befinde, und zwar – Kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe – ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich eins der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennenlernen, wird schwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und also kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! – Pfui! das sagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht imstande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat allen meinen Sinn gefangengenommen.

Soviel Einfalt bei soviel Verstand, so viele Güte bei soviel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Tätigkeit! –

Das ist alles garstiges Gewäsch, was ich da von ihr sage, leidige Abstraktionen, die nicht Einen Zug ihres Selbst ausdrücken. Ein andermal – nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Tu ich's jetzt nicht, so geschäh' es niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreimal im Begriffe, die Feder niederzulegen, mein Pferd satteln zu lassen und hinauszureiten. Und doch schwur ich mir heute frühe, nicht hinauszureiten, und gehe doch alle Augenblick' ans Fenster, zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht. – – –

Ich hab's nicht überwinden können: ich mußte zu ihr hinaus! Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht essen und dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben, muntern Kinder, ihrer acht Geschwister, zu sehen! –

Wenn ich so fortfahre, wirst du am Ende so klug sein wie am Anfange. Höre denn! ich will mich zwingen, ins Detail zu gehen.

Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S.. habe kennenlernen und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedelei oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren und auf dem Wege Charlotten S.. mitnehmen sollte. „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennenlernen", sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den

weiten, ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fuhren. – „Nehmen Sie sich in acht," versetzte die Base, „daß Sie sich nicht verlieben!" – „Wieso?" sagte ich. – „Sie ist schon vergeben," antwortete jene, „an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben." Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hoftore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgnis wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen, dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammenzuziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Tor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen: Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von eilf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging, nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darin ihre Lotte wegfahren sollte. – „Ich bitte um Vergebung," sagte sie, „daß ich Sie herein bemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Über dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und sie wollen von niemanden Brot geschnitten haben als von mir." Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Überraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Türe herauskam und sagte: „Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand!" Das tat der Knabe sehr freimütig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küssen. „Vetter?" sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte. „Glauben Sie, daß ich des Glücks wert sei, mit Ihnen verwandt zu sein?" – „O,"

sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der schlimmste drunter sein sollten.“ – Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: „Du bist's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber.“ – Die zwei ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurechtgesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommt, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutscher halten und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen sein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn tat. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte. „Nein,“ sagte Lotte, „es gefällt mir nicht; Sie können's wiederhaben. Das vorige war auch nicht besser.“ Ich erstaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären, und sie mir antwortete:*) – Ich fand soviel Charakter in allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstand.

„Wie ich jünger war,“ sagte sie, „liebte ich nichts so sehr als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny teilnehmen konnte! Ich leugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack sein. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht wie um mich und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.“

*) Man sieht sich genötiget, diese Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urteile eines einzelnen Mädchens und eines jungen, unsteten Menschen gelegen sein kann.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit; denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom „Landpriester von Wakefield“, vom — *) reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, dagesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel aufs Vergnügen am Tanze. „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist,“ sagte Lotte, „so gestehe ich Ihnen gern: ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Kontertanz vortrommle, so ist alles wieder gut.“

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte, davon hast du eine Vorstellung, weil du mich kennst! Kurz, ich stieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegenschallte.

Die zwei Herrn Audran und ein gewisser N. N. (wer behält alle die Namen!), die der Base und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuetts umeinander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magst du fühlen. Tanzen muß man sie sehen! Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände, und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweiten Kontertanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freimütigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern deutsch tanze. „Es ist hier so Mode,“ fuhr sie fort, „daß jedes Paar, das zusammengehört, beim Deutschen zusammenbleibt, und mein Chapeau walzt schlecht und dankt

---

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren ausgelassen. Wer teil an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja niemand zu wissen.

mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehn, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein sein wollen fürs Deutsche, so gehn Sie und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen." – Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! und da wir nun gar ans Walzen kamen und wie die Sphären umeinander herumrollten, ging's freilich anfangs, weil's die wenigsten können, ein bißchen bunt durcheinander. Wir waren klug und ließen sie austoben, und als die Ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerin, wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß alles ringsumher verging, und – Wilhelm, um ehrlich zu sein, tat ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen sollte als mit mir, und wenn ich drüber zugrunde gehen müßte. Du verstehst mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich beiseite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, taten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalben zuteilte, ein Stich durchs Herz ging.

Beim dritten englischen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten und ich, weiß Gott mit wieviel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahrsten Ausdruck des offensten, reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit viel Bedeutung.

„Wer ist Albert?" sagte ich zu Lotten, „wenn's nicht Vermessenheit ist, zu fragen." Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte, einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu sehen, als wir so voreinander vorbeikreuzten. „Was soll ich's Ihnen leugnen?" sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot. „Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin!" – Nun war mir das nichts Neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt) und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältnis auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so wert geworden war, gedacht hatte.

Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nötig war, um es schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehn und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfingen und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herrn folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht als sonst, teils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft empfinden läßt, teils und noch mehr, weil unsere Sinne einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind und also desto schneller einen Eindruck annehmen. Diesen Ursachen muß ich die wunderbaren Grimassen zuschreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenster, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der ersten Schoß. Eine dritte schob sich zwischen beide hinein und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Tränen. Einige wollten nach Hause; andere, die noch weniger wußten, was sie taten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Keckheiten unserer jungen Schlucker zu steuern, die sehr beschäftigt zu sein schienen, alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen. Einige unserer Herrn hatten sich hinabbegeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirtin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftiget war, einen Kreis von Stühlen zu stellen und, als sich die Gesellschaft auf ihre Bitte gesetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu tun.

Ich sah manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte und seine Glieder reckte. „Wir spielen Zählens", sagte sie. „Nun gebt acht! Ich geh' im Kreise herum von der Rechten zur Linken, und so zählt ihr auch ringsherum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer stockt oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend." Nun war das lustig anzusehen. Sie ging mit ausgestrecktem Arm im Kreis herum. „Eins", fing der erste an – der Nachbar: „Zwei" – „Drei" der folgende, und so fort. Dann fing sie an, geschwinder zu gehn, immer geschwinder. Da versah's einer: patsch, eine Ohrfeige! und über das Gelächter der folgende auch: patsch! Und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwei Maulschellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seien, als sie sie den übrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter

und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander beiseite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: „Über die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen!" Ich konnte ihr nichts antworten. „Ich war", fuhr sie fort, „eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den andern Mut zu geben, bin ich mutig geworden." – Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: „Klopstock!" Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Tränen. Und sah nach ihrem Auge wieder – Edler, hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehn! Und möcht' ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!

★

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwatzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle geschehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie sein wollte; ihrentwegen sollt' ich unbekümmert sein. „So lange ich diese Augen offen sehe," sagte ich und sah sie fest an, „so lange hat's keine Gefahr." Und wir haben beide ausgehalten bis an ihr Tor, da ihr die Magd leise aufmachte und auf ihr Fragen versicherte, daß Vater und Kleine wohl seien und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tags noch sehen zu dürfen; sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirtschaft treiben: ich weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

★

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart, und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. – Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etabliert, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich selbst und alles Glück, das dem Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehn!

Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen, und dann wieder über den inneren Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren und sich weder um rechts noch um links zu bekümmern.

Es ist wunderbar: wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Tal schaute, wie es mich ringsumher anzog! – Dort das Wäldchen! – „Ach, könntest du dich in seine Schatten mischen!" – Dort die Spitze des Berges! – „Ach, könntest du von da die weite Gegend überschauen!" – Die ineinander geketteten Hügel und vertraulichen Täler! – „O könnte ich mich in ihnen verlieren!" – – Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen – und, ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armut, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim und dort im Wirtsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädne und dazwischen in meinem Homer lese, wenn ich dann in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Schoten ans Feuer stelle, zudecke und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft, wie die übermütigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten.

Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sei Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß und da er an dem fortschreitenden Wachstum seine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mitgenießt!

*

Am 29. Junius.

Vorgestern kam der Medikus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten und wie ich sie kitzelte und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doktor, der eine sehr dogmatische Drahtpuppe ist, unterm Reden seine Manschetten in Falten legt und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dieses unter der Würde eines gescheiten Menschen; das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären so schon ungezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden, wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseresgleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen! Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und gescheiter! — Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder siehst du und junge Kinder, und nichts weiter, und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht (das ist auch was Altes!) und bilden ihre Kinder nach sich und — Adieu, Wilhelm! Ich mag darüber nicht weiter radotieren.

*

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken sein muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran ist als manches, das auf dem Siechbette verschmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtschaffnen Frau zubringen, die sich nach der Aussage der Ärzte ihrem Ende naht und in diesen letzten Augenblicken Lotten um sich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St.. zu besuchen, ein Örtchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute, alte Mann auf einer Bank vor der Haustür, und da er Lotten sah, ward er wie neu belebt, vergaß seinen Knotenstock und wagte sich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nötigte ihn, sich niederzulassen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen garstigen, schmutzigen jüngsten Buben, das Quakelchen seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie sie ihm von jungen, robusten Leuten erzählte, die unvermutet gestorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sei als das letztemal, da sie ihn gesehn. – Ich hatte indes der Frau Pfarrerin meine Höflichkeiten gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. „Den alten", sagte er, „wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige sagen dieser, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum erstenmale hier in den Hof kam." – Lotte fragte nach seiner Tochter; es hieß, sie sei mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzählung fort: wie sein Vorfahr ihn liebgewonnen und die Tochter dazu, und wie er erst sein Vikar und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem sogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam; sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel: eine rasche, wohlgewachsene Brünette, die einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar), ein feiner, doch stiller Mensch,

der sich nicht in unsere Gespräche mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am meisten betrübte, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken schien, es sei mehr Eigensinn und übler Humor als Eingeschränktheit des Verstandes, der ihn sich mitzuteilen hinderte. In der Folge war dies leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angesicht, das ohnedies einer bräunlichen Farbe war, so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Ärmel zupfte und mir zu verstehn gab, daß ich mit Friederiken zu artig getan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten und an einem Tische Milch aßen und das Gespräch auf Freude und Leid der Welt sich wendete, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. „Wir Menschen beklagen uns oft," fing ich an, „daß der guten Tage so wenig sind und der schlimmen so viel, und wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Übel zu tragen, wenn es kommt." – „Wir haben aber unser Gemüt nicht in unserer Gewalt," versetzte die Pfarrerin, „wieviel hängt vom Körper ab! Wenn einem nicht wohl ist, ist's einem überall nicht recht." — Ich gestand ihr das ein. „Wir wollen es also", fuhr ich fort, „als eine Krankheit ansehen und fragen, ob dafür kein Mittel ist." – „Das läßt sich hören", sagte Lotte; „ich glaube wenigstens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt und mich verdrießlich machen will, spring' ich auf und sing' ein paar Kontertänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg!" – „Das war's, was ich sagen wollte", versetzte ich; „es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit; denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Tätigkeit ein wahres Vergnügen." Friederike war sehr aufmerksam, und der junge Mensch wandte mir ein, daß man nicht Herr über sich selbst sei und am wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne. „Es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung," versetzte ich, „die doch jedermann gerne los ist, und niemand weiß, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Ärzten herumfragen, und die größten Resignationen, die bittersten Arzeneien wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten." Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gehör anstrengte, um an unserm Diskurse teil-

zunehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. „Man predigt gegen so viele Laster“, sagte ich; „ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hätte.“*) – „Das müssen die Stadtpfarrer tun,“ sagte er, „die Bauern haben keinen bösen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht schaden: es wäre eine Lektion für seine Frau wenigstens und für den Herrn Amtmann.“ Die Gesellschaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel, der unsern Diskurs eine Zeitlang unterbrach, darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm: „Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich deucht, das ist übertrieben.“ – „Mitnichten,“ gab ich zur Antwort, „wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können? müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich noch manchmal selbst gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmut über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine törichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich.“ Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Träne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. „Wehe denen,“ sagte ich, „die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unsers Tyrannen vergällt hat.“

Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke; die Erinnerung so manches Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Tränen kamen mir in die Augen.

„Wer sich das nur täglich sagte,“ rief ich aus, „du vermagst nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießest! Vermagst du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

„Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun daliegt in dem erbärmlichen Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt und du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß du nichts vermagst mit deinem ganzen Vermögen, und die Angst dich

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

inwendig krampft, daß du alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Mut einflößen zu können —"

Die Erinnerung einer solchen Szene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei diesen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen und verließ die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief, wir wollten fort, brachte mich zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt über den zu warmen Anteil an allem, und daß ich drüber zugrunde gehen würde! daß ich mich schonen sollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

★

Am 6. Julius.

Sie ist immer um ihre sterbende Freundin und ist immer dieselbe, immer das gegenwärtige, holde Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging gestern Abend mit Mariannen und dem kleinen Malchen spazieren; ich wußte es und traf sie an, und wir gingen zusammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir so wert und nun tausendmal werter ist. Lotte setzte sich aufs Mäuerchen, wir standen vor ihr. Ich sah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz so allein war, lebte wieder vor mir auf. „Lieber Brunnen," sagte ich, „seither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angesehn!" Ich blickte hinab und sah, daß Malchen mit einem Glase Wasser sehr beschäftigt heraufstieg. Ich sah Lotten an und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glase. Marianne wollt' es ihr abnehmen. „Nein!" rief das Kind mit dem süßesten Ausdrucke, „nein, Lottchen, du sollst zuerst trinken!" Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit sie das ausrief, so entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaft, das sogleich zu schreien und zu weinen anfing. „Sie haben übel getan", sagte Lotte. Ich war betroffen. „Komm, Malchen," fuhr sie fort, indem sie es bei der Hand nahm und die Stufen hinabführte, „da wasche dich aus der frischen Quelle, geschwind, geschwind, da tut's nichts." Wie ich so dastand und zusah, mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült und die Schmach abgetan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen, wie Lotte sagte: „Es ist genug" und das Kind doch immer eifrig fortwusch, als wenn Viel mehr täte als Wenig: ich sage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respekt nie einer Taufhandlung beigewohnt, und als Lotte heraufkam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sei sehr übel von Lotten gewesen; man solle die Kinder nichts weismachen: dergleichen gebe zu unzähligen Irrtümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse. Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen, drum ließ ich's vorbeigehen und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: wir sollen es mit den Kindern machen wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt.

*

Am 8. Julius.

Was man ein Kind ist! Was man nach so einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist! – Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unserer Spaziergänge glaubte ich in Lottens schwarzen Augen – Ich bin ein Tor, verzeih mir's! du solltest sie sehen, diese Augen! – Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), siehe, die Frauenzimmer stiegen ein, da standen um die Kutsche der junge W.., Selstadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und lüftig genug waren. – Ich suchte Lottens Augen; ach, sie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich, der ganz allein auf sie resigniert dastand, fielen sie nicht! Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht! Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Träne stand mir im Auge. Ich sah ihr nach und sah Lottens Kopfputz sich zum Schlage herauslehnen, und sie wandte sich um zu sehen – ach! nach mir? – Lieber! in dieser Ungewißheit schwebe ich; das ist mein Trost: vielleicht hat sie sich nach mir umgesehen! Vielleicht! – Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

*

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Gesellschaft von ihr gesprochen wird, solltest du sehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt! – Gefällt! Das Wort hasse ich auf den Tod. Was muß das für ein Mensch sein, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinne, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele!

*

Am 11. Julius.

Frau M.. ist sehr schlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich sehe sie selten bei meiner Freundin, und heute hat sie mir einen wunderbaren

Vorfall erzählt. — Der alte M.. ist ein geiziger, rangiger Filz, der seine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeschränkt hat; doch hat sich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgesprochen hatte, ließ sie ihren Mann kommen (Lotte war im Zimmer) und redete ihn also an: „Ich muß dir eine Sache gestehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, so ordentlich und sparsam als möglich; allein du wirst mir verzeihen, daß ich dich diese dreißig Jahre her hintergangen habe. Du bestimmtest im Anfange unserer Heirat ein Geringes für die Bestreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unsere Haushaltung stärker wurde, unser Gewerbe größer, warst du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältnisse zu vermehren; kurz, du weißt, daß du in den Zeiten, da sie am größten war, verlangtest, ich solle mit sieben Gulden die Woche auskommen. Die habe ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Überschuß wöchentlich aus der Losung geholt, da niemand vermutete, daß die Frau die Kasse bestehlen würde. Ich habe nichts verschwendet und wäre auch, ohne es zu bekennen, getrost der Ewigkeit entgegengegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hauswesen zu führen hat, sich nicht zu helfen wissen würde und du doch immer darauf bestehen könntest, deine erste Frau sei damit ausgekommen."

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menschensinns, daß einer nicht argwohnen soll, dahinter müsse was anders stecken, wenn eins mit sieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand vielleicht um zweimal so viel sieht. Aber ich habe selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Ölkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hause angenommen hätten.

*

Am 13. Julius.

Nein, ich betriege mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Teilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie wert ich mir selbst werde, wie ich (dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas) wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!

Ob das Vermessenheit ist oder Gefühl des wahren Verhältnisses? — Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete. Und doch: wenn sie von ihrem Bräutigam spricht, mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihm spricht — da ist mir's wie einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt und dem der Degen genommen wird.

*

Am 16. Julius.

Ach, wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts – mir wird's so schwindelig vor allen Sinnen. – O, und ihre Unschuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen. Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Atem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann – ich glaube zu versinken, wie vom Wetter gerührt. – Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterstehe, diesen Himmel, dieses Vertrauen –! Du verstehst mich. Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! – Und ist das nicht Verderben? –

Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir ist, wenn ich bei ihr bin; es ist, als wenn die Seele sich mir in allen Nerven umkehrte. – Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Klaviere spielet mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Leiblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift. Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift! Und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! Die Irrung und Finsternis meiner Seele zerstreut sich, und ich atme wieder freier.

*

Am 18. Julius.

Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe? Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davorstehen und uns über die Wundererscheinungen entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Gesellschaft hielt mich ab. Was war zu tun? Ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiedersah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Man erzählt von dem Bononischen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burschen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesichte, seinen Backen

seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das alles so heilig, so wert! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tausend Taler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart. – Bewahre dich Gott, daß du darüber lachest! Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?

*

Den 19. Julius.

„Ich werde sie sehen!“ ruf' ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblicke; „ich werde sie sehen!“ Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

*

Den 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach *** gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagst du; das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfnis ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Tor.

*

Am 24. Julius.

Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen als dir sagen, daß zeither wenig getan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger, und doch – Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll: meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Ton hätte oder Wachs, so wollte ich's wohl herausbilden. Ich werde auch Ton nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden!

Lottens Porträt habe ich dreimal angefangen und habe mich dreimal prostituiert, das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir gnügen.

*

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles besorgen und bestellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft! Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir schreiben! Heute führte ich es schnell nach der Lippe, und die Zähne knisterten mir.

*

Am 26. Julius.

Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehn. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung und verspreche mir heilig: morgen willst du einmal wegbleiben, und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: „Sie kommen doch morgen?" – wer könnte da wegbleiben? – oder sie gibt mir einen Auftrag, und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen, oder der Tag ist gar zu schön: ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! Ich bin zu nah in der Atmosphäre – zuck! so bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Märchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den übereinanderstürzenden Brettern.

*

Am 30. Julius.

Albert ist angekommen, und ich werde gehen! und wenn er der beste, der edelste Mensch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu stellen bereit wäre, so wär's unerträglich, ihn vor meinem Angesicht im Besitz so vieler Vollkommenheiten zu sehen. – Besitz! – Genug, Wilhelm, der Bräutigam ist da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut sein muß. Glücklicherweise war ich nicht beim Empfange! Das hätte mir das Herz zerrissen. Auch ist er so ehrlich und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Respekts willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermute: das ist Lottens Werk mehr als seiner eigenen Empfindung; denn darin sind die Weiber fein und haben recht: wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen miteinander erhalten können, ist der Vorteil immer ihr, so selten es auch angeht.

Indes kann ich Alberten meine Achtung nicht versagen. Seine gelassene Außenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab, die sich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl und weiß, was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt: das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen als alle andre.

Er hält mich für einen Menschen von Sinn, und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt seinen Triumph, und er liebt sie nur desto mehr. Ob er sie nicht manchmal mit kleiner Eifersüchtelei peinigt, das lasse ich dahingestellt sein; wenigstens würd' ich an seinem Platze nicht ganz sicher vor diesem Teufel bleiben.

Dem sei nun, wie ihm wolle: meine Freude, bei Lotten zu sein, ist hin! Soll ich das Torheit nennen oder Verblendung? – Was braucht's Namen! Erzählt die Sache an sich! – Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätension auf sie zu machen hatte, machte auch keine (das heißt, insofern es möglich ist, bei soviel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren), und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andre nun wirklich kommt und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne aufeinander und spotte über mein Elend, und spottete derer doppelt und dreifach, die sagen könnten, ich sollte mich resignieren, und weil es nun einmal nicht anders sein könnte, – – Schafft mir diese Strohmänner vom Halse! – Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an. – „Um Gottes willen," sagte mir Lotte heut, „ich bitte Sie, keine Szene wie die von gestern abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind." – Unter uns: ich passe die Zeit ab, wenn er zu tun hat; wutsch! bin ich drauß, und da ist mir's immer wohl, wenn ich sie allein finde.

*

Am 8. August.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredet, wenn ich die Menschen unerträglich schalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schicksale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung sein könntest. Und im Grunde hast du recht. Nur eins, mein Bester: in der Welt ist es sehr selten mit dem Entweder-Oder getan; die Empfindungen und Handlungsweisen schattieren sich so mannigfaltig, als Abfälle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase sind.

Du wirst mir also nicht übelnehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume und mich doch zwischen dem Entweder-Oder durchzustehlen suche.

Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut! Im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen; im anderen Fall ermanne dich und suche einer elenden Empfindung loszuwerden, die alle deine Kräfte verzehren muß. – Bester, das ist wohl gesagt, und – bald gesagt!

Und kannst du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen

Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Übel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Mut, sich davon zu befreien?

Zwar könntest du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: wer ließe sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben aufs Spiel setzte? – Ich weiß nicht! – und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeißen. Genug – Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, abschüttelnden Mutes, und da – wenn ich nur wüßte wohin, ich ginge wohl.

*

Abends.

Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles Schritt vor Schritt hineingegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat!

*

Am 10. August.

Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Tor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergehen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach, so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. – Ein Glied der liebenswürdigen Familie zu sein, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater, und von Lotten! Dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt, dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir spazierengehen und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts Lächerlichers erfunden worden als dieses Verhältnis, und doch kommen mir oft darüber die Tränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt: wie sie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben und ihm Lotten anbefohlen habe, wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe, wie sie in der Sorge für ihre Wirtschaft und in dem Ernste eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne tätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe! Ich gehe so neben ihm hin und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß und – werfe sie in den vorüberfließenden Strom und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunterwallen. – Ich weiß nicht, ob ich dir geschrieben habe, daß Albert hierbleiben und ein Amt mit einem artigen

Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig seinesgleichen gesehen.

*

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. Ich habe gestern eine wunderbare Szene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, ins Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. „Borge mir die Pistolen", sagte ich, „zu meiner Reise." — „Meinetwegen," sagte er, „wenn du dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden; bei mir hängen sie nur pro forma." Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: „Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu tun haben." Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. „Ich hielt mich", erzählte er, „wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein paar Terzerolen ungeladen und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nötig haben und könnten — du weißt ja, wie das ist. Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden, und der dahlt mit den Mädchen, will sie erschrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladstock noch drin steckt, und schießt den Ladstock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentieren und die Kur zu bezahlen obendrein, und seit der Zeit lass' ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht auslernen! Zwar — ". Nun weißt du, daß ich den Menschen sehr lieb habe — bis auf seine Zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch: wenn er glaubt, etwas Übereiltes, Allgemeines, Halbwahres gesagt zu haben, so hört er dir nicht auf, zu limitieren, zu modifizieren und ab- und zuzutun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist! Und bei diesem Anlaß kam er sehr tief in Text; ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffahrenden Geberde drückte ich mir die Mündung der Pistole übers rechte Aug' an die Stirn. „Pfui!" sagte Albert, indem er mir die Pistole herabzog, „was soll das?" — „Sie ist nicht geladen", sagte ich. — „Und auch so, was soll's?" versetzte er ungeduldig. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so töricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen."

„Daß ihr Menschen," rief ich aus, „um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt

ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urteilen sein."

„Du wirst mir zugeben," sagte Albert, „daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen."

Ich zuckte die Achseln und gab's ihm zu. „Doch, mein Lieber," fuhr ich fort, „finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück."

„Das ist ganz was anders," versetzte Albert, „weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird."

„Ach ihr vernünftigen Leute!" rief ich lächelnd aus. „Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht; denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

„Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten Tat nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch, ihr Nüchternen! schämt euch, ihr Weisen!"

„Das sind nun wieder von deinen Grillen", sagte Albert. „Du überspannst alles und hast wenigstens hier gewiß unrecht, daß du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten kann. Denn freilich ist es leichter zu sterben als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen."

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: „Du nennst das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen. Ein

Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heißen, wenn es endlich aufgärt und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann, einer, der in der Wut der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Überspannung das Gegenteil sein?" – Albert sah mich an und sagte: „Nimm mir's nicht übel, die Beispiele, die du da gibst, scheinen hieher gar nicht zu gehören." – „Es mag sein", sagte ich. „Man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Kombinationsart manchmal an Radotage grenze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zumute sein mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur insofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden."

„Die menschliche Natur", fuhr ich fort, „hat ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zugrunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder körperlich sein, und ich finde es ebenso wunderbar zu sagen: der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt."

„Paradox! sehr paradox!" rief Albert aus. – „Nicht so sehr, als du denkst", versetzte ich. „Du gibst mir zu: wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß teils ihre Kräfte verzehrt, teils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wiederaufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wiederherzustellen fähig ist.

„Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden! Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zugrunde richtet.

„Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand des Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Ebenso wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das geringste einflößen kann."

Alberten war das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Wasser tot gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. „Ein gutes junges Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit herangewachsen war, das weiter keine Aus-

sicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putz mit ihresgleichen um die Stadt spazierenzugehen, vielleicht alle hohen Feste einmal zu tanzen und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Anteils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer übeln Nachrede mit einer Nachbarin zu verplaudern, deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden. Ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck: sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtsein, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie! Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsternis um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von aller Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Not ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken! Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! und sag': ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

„Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: die Törin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweifelung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein anderer, sie zu trösten, vorgefunden haben. Das ist eben, als wenn einer sagte: der Tor, stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag."

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sei, der mehr Verhältnisse über-

sehe, zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen. — „Mein Freund,“ rief ich aus, „der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon!“ sagte ich und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll — und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

*

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts notwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heute war ich hinausgegangen, Lottens Klavier zu stimmen; ich konnte aber nicht dazukommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Märchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen tun. Ich schnitt ihnen das Abendbrot, das sie nun fast so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das versichre ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Inzidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweitenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Silbenfall an einem Schnürchen weg zu rezitieren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite, veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, notwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

*

Am 18. August.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das ringsumher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen

3*

bekleidet, jene Täler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte und die Millionen Mückenschwärme im letzten, roten Strahle der Sonne mutig tanzten und ihr letzter, zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele! Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir und Wald und Gebirg erklang, und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte, und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten, und die Menschen dann sich in Häuslein zusammensichern und sich annisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Tor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des ewig Schaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt!

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein

Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab! Ha! nicht die große, seltne Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich: mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer!

★

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmere; vergebens suche ich sie nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese und hielt' ihre Hand und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe und drüber mich ermuntere – ein Strom von Tränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

★

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm: meine tätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müßig sein und kann doch auch nichts tun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles. Ich schwöre dir: manchmal wünschte ich, ein Tagelöhner zu sein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten begraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! Schon etlichemal ist mir's so aufgefahren, ich wollte dir schreiben und dem Minister, um die Stelle bei der Gesandtschaft anzuhalten, die, wie du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst. Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgendeinem Geschäfte widmen, und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu tun. Hernach, wenn ich wieder dran denke und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt und zuschanden geritten wird – ich weiß nicht, was ich soll – Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustands eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überallhin verfolgen wird?

★

Am 28. August.

Es ist wahr: wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es tun. Heute ist mein Geburtstag, und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßroten Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich sie kennenlernte, und um die ich zeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelchen in Duodez dabei, der kleine Wetsteinische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor, so suchen sie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft auf, die tausendmal werter sind als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küsse diese Schleife tausendmal, und mit jedem Atemzuge schlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich murre nicht: die Blüten des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehn vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! Und doch sind deren noch genug da, und doch – O mein Bruder! können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen verfaulen lassen?

Lebe wohl! Es ist ein herrlicher Sommer; ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunterlasse.

*

Am 30. August.

Unglücklicher! Bist du nicht ein Tor? betriegst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde – bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! – Ach, Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! Wenn ich bei ihr gesessen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe und nun nach und nach alle meine Sinne aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre und es mich an die Gurgel faßt wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen sucht und ihre Verwirrung nur vermehrt – Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und – wenn nicht manchmal die Wehmut das Übergewicht nimmt und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen – so muß ich fort, muß hinaus! und schweife dann weit

im Feld umher. Einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegenbleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einen krummgewachsenen Baum mich setze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerschein hinschlummre! O Wilhelm! die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich seh' dieses Elendes kein Ende als das Grab.

*

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, sie zu verlassen. Ich muß fort. Sie ist wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert – und – ich muß fort!

*

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überstehe ich alles. Ich werde sie nicht wiedersehn! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tausend Tränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz bestürmen! Hier sitze ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach, sie schläft ruhig und denkt nicht, daß sie mich nie wiedersehen wird. Ich habe mich losgerissen, bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verraten. Und Gott, welch ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu sein. Ich stand auf der Terrasse unter den hohen Kastanienbäumen und sah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmal über dem lieblichen Tale, über dem sanften Fluß unterging. Sooft hatte ich hier gestanden mit ihr und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen, und nun – Ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer, sympathetischer Zug hatte mich hier sooft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unserer Bekanntschaft die wechselseitige Neigung zu diesem Plätzchen entdeckten, das wahrhaftig eins von den romantischsten ist, die ich von der Kunst hervorgebracht gesehen habe!

Erst hast du zwischen Kastanienbäumen die weite Aussicht – Ach, ich erinnere mich: ich habe dir, denk' ich, schon viel davon geschrieben, wie hohe Buchenwände einen

endlich einschließen und durch ein daranstoßendes Boskett die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's ward, als ich zum ersten Male an einem hohen Mittage hineintrat: ich ahnete ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens geweidet, als ich sie die Terrasse heraufsteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand und küßte sie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten mancherlei und kamen unvermerkt dem düstern Kabinette näher. Lotte trat hinein und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen: ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder – es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: „Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. – Wir werden sein!“ fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort, „aber, Werther, sollen wir uns wiederfinden? wiedererkennen? Was ahnen Sie? was sagen Sie?“

„Lotte,“ sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Tränen wurden, „wir werden uns wiedersehn! hier und dort wiedersehn!“ Ich konnte nicht weiterreden – Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte?

„Und ob die lieben Abgeschiednen von uns wissen,“ fuhr sie fort, „ob sie fühlen, wann's uns wohlgeht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O, die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Träne gen Himmel sehe und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu sein. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Teuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst! Ach, tue ich doch alles, was ich kann! sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist als das alles: gepflegt und geliebt! Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige, du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten, bittersten Tränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batest!“ –

Sie sagte das! o Wilhelm, wer kann wiederholen, was sie sagte! Wie kann der kalte, tote Buchstabe diese himmlische Blüte des Geistes darstellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: „Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! Ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte Sie —" „O Albert," sagte sie, „ich weiß, du vergissest nicht die Abende, da wir zusammensaßen an dem kleinen, runden Tischchen, wenn der Papa verreist war und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch und kamst so selten dazu, etwas zu lesen — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? Die schöne, sanfte, muntere und immer tätige Frau! Gott kennt meine Tränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleichmachen."

„Lotte," rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Tränen netzte, „Lotte, der Segen Gottes ruht über dir und der Geist deiner Mutter!" — „Wenn Sie sie gekannt hätten!" sagte sie, indem sie mir die Hand drückte. „Sie war wert, von Ihnen gekannt zu sein!" — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden! — Und sie fuhr fort: „Und diese Frau mußte in der Blüte ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder taten ihr weh, besonders das kleine. Wie es gegen das Ende ging und sie zu mir sagte: ‚Bringe mir sie herauf', und wie ich sie hereinführte, die kleinen, die nicht wußten, und die ältesten, die ohne Sinne waren, wie sie ums Bette standen und wie sie die Hände aufhob und über sie betete und sie küßte nacheinander und sie wegschickte und zu mir sagte: ‚Sei ihre Mutter!' Ich gab ihr die Hand drauf! ‚Du versprichst viel, meine Tochter,' sagte sie, ‚das Herz einer Mutter und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Tränen gesehen, daß du fühlst, was das sei. Habe es für deine Geschwister, und für deinen Vater die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten.' Sie fragte nach ihm: er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte; der Mann war ganz zerrissen.

„Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehn und fragte und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich sein, zusammen glücklich sein würden!" — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie und rief: „Wir sind es! wir werden es sein!" Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

„Werther," fing sie an, „und diese Frau sollte dahin sein? Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt und niemand als die Kinder das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen!"

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen und hielt ihre Hand. „Wir wollen fort," sagte sie, „es wird Zeit." Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt sie fester. „Wir werden uns wiedersehen," rief ich, „wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen! – Ich gehe," fuhr ich fort, „ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte: auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb' wohl, Lotte! Leb' wohl, Albert! Wir sehn uns wieder!" – „Morgen, denke ich", versetzte sie scherzend. – Ich fühlte das Morgen! Ach, sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog – Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus und sprang auf und lief auf die Terrasse hervor und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartentür schimmern: ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

*

Zweites Buch.

Am 20. Oktober 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke: das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muts! Ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herumschwadronieren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! es wird besser werden. Denn ich sage dir, Lieber: du hast recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde und sehe, was sie tun und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andere vollkommner ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns

oft ein anderer zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Lavieren es weiter bringen als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

*

Am 26. November 1771.

Ich fange an, mich insofern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu tun genug gibt, und dann die vielerlei Menschen, die allerlei neuen Gestalten machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennenlernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht, aus dessen Umgange soviel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm teil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete und er bei den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit jedem. Auch kann ich sein offnes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

*

Am 24. Dezember 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verbruß, ich habe es vorausgesehn. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann: Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base, ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht, so steht es; da ist er imstande, mir einen Aufsatz zurückzugeben und zu sagen: „Er ist gut, aber sehen Sie ihn durch; man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel.“ Da möchte ich des Teufels werden! Kein Und, kein Bindewörtchen darf außenbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herabsorgelt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden, mit so einem Menschen zu tun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen v. C.. ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sei. „Die Leute erschweren es sich und andern; doch“, sagte er, „man muß sich darein resignieren, wie ein Reisender, der über einen

Berg muß. Freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber!" –

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Übels gegen mich vom Grafen zu reden; ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf, denn ich war mitgemeint: zu so Weltgeschäften sei der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm wie allen Belletristen. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Fühlst du den Stich? Aber es tat bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ich hielt ihm stand und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sei ein Mann, vor dem man Achtung haben müsse, wegen seines Charakters sowohl als wegen seiner Kenntnisse. „Ich habe", sagt' ich, „niemand gekannt, dem es so geglückt wäre, seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten, und doch diese Tätigkeit fürs gemeine Leben zu behalten." Das waren dem Gehirne spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraisonnement noch mehr Galle zu schlucken.

Und daran seid ihr alle schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt und mir so viel von Aktivität vorgesungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr tut, der Kartoffeln legt und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier nebeneinander sieht! die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen! die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen! Da ist ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderstreiche einbildet. Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eines Amtschreibers Tochter. – Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituieren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie töricht man ist, andere nach sich zu berechnen. Und weil ich soviel mit mir selbst zu tun habe und dieses Herz so stürmisch ist – ach, ich lasse gern die andern ihres Pfades gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen.

Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wieviel Vorteile er mir selbst verschafft; nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein

wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein v. B.. kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viele Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserem Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubnis, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freimütigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein nachher selbst gestand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel von allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist und keine Stütze hat als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm als den Stand, in den sie sich verpallisadiert, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter wegzusehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen gequält und in den reiferen Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein und würde nicht angesehn, wär' ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

*

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Zeremoniell ruht, deren Dichten und Trachten jahrelang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Toren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Sekretär regiert! Und wer ist dann der erste? Der, dünkt mich, der die andern übersieht und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

*

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. Solange ich in

dem traurigen Neste D.., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte, Ihnen zu schreiben, und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fensterchen wüten, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich hereintrat, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken, o Lotte! so heilig, so warm! Guter Gott, der erste glückliche Augenblick wieder!

Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden! Nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige Stunde! nichts! nichts! Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken und frage mich oft, ob es nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein v. B..; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei! werden Sie sagen, der Mensch legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders sein kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wüßte niemand so fein zu loben als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu; denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?). Ich wollte von Fräulein B.. reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir verphantasieren manche Stunde in ländlichen Szenen von ungemischter Glückseligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen, muß nicht, tut es freiwillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie –

O säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben, vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich miteinander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich sie mit einem schauerlichen Märchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinübergezogen, und ich – muß mich wieder in meinen Käfig sperren! – Adieu! Ist Albert bei Ihnen? Und wie –? Gott verzeihe mir diese Frage!

*

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohltätig. Denn solang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet und stöbert und fröstelt und taut: „Ha!“ denk' ich, „kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden, als es draußen ist“, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf und verspricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: „Da haben sie doch wieder ein himmlisches Gut, worum sie einander bringen können.“ Es ist nichts, worum sie einander nicht bringen. Gesundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meist aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man sie anhört, mit der besten Meinung. Manchmal möcht' ich sie auf den Knieen bitten, nicht so rasend in ihre eigenen Eingeweide zu wüten.

*

Am 17. Februar.

Ich fürchte: mein Gesandter und ich halten es zusammen nicht lange mehr aus. Der Mann ist ganz und gar unerträglich. Seine Art, zu arbeiten und Geschäfte zu treiben, ist so lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm zu widersprechen und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht ist. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Minister gab mir einen zwar sanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich stand im Begriffe, meinen Abschied zu begehren, als ich einen Privatbrief*) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet und den hohen, edlen, weisen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurechtweiset, wie er meine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geschäften als jugendlichen guten Mut zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung tun können. Auch bin ich auf acht Tage gestärkt und in mir selbst einig geworden. Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht ebenso zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.

*

Am 20. Februar.

Gott segne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen hast: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag sein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für diesen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, dessen weiter hinten erwähnt wird, dieser Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine solche Kühnheit durch den wärmsten Dank des Publikums entschuldigen zu können.

Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun seid ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß: ich bin ja auch bei euch, bin dir unbeschadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin und will und muß ihn behalten. O ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb' wohl! Leb' wohl, Engel des Himmels! Leb' wohl, Lotte!

*

Den 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! er ist nicht zu ersetzen, und ihr seid doch allein schuld daran, die ihr mich spornlet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben alles, so hast du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf v. C.. liebt mich, distinguiert mich, das ist bekannt, das habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da abends die noble Gesellschaft von Herrn und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nie gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hineingehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obristen B.., der dazukommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame v. S.. mit ihrem Herrn Gemahle und wohlausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten hochadeligen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B.. hereintrat. Da mir das Herz immer ein bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk? dachte ich, und war angestochen und wollte gehen, und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte und es nicht glaubte und noch ein gut Wort von ihr hoffte und — was du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des Ersten her, der Hofrat R.., hier aber in qualitate Herr v. R.. genannt, mit seiner tauben Frau rc., den übel fournierten J.. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt: das kommt zuhauf, und ich

rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte – und gab nur auf meine B.. acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer zirkulierte, daß Frau v. S.. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich losging und mich in ein Fenster nahm. „Sie wissen", sagte er, „unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehn. Ich wollte nicht um alles –." „Ihro Exzellenz," fiel ich ein, „ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inkonsequenz. – Ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten", setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sacht aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Kabriolett und fuhr nach M.., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirtet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurückgeschlagen. Da kommt der ehrliche Adelin hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir und sagt leise: „Du hast Verdruß gehabt?" – „Ich?" sagte ich. – „Der Graf hat dich aus der Gesellschaft gewiesen." – „Hole sie der Teufel!" sagt' ich. „Mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam." – „Gut," sagte er, „daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum." Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphieren und sagen: da sähe man's, wo es mit den Übermütigen hinausginge, die sich ihres bißchen Kopfs überhöben und glaubten, sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist – da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren. Denn man rede von Selbständigkeit, was man will: den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vorteil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen!

*

Am 16. März.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich die Fräulein B.. in der Allee; ich konnte mich nicht enthalten, sie anzureden und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft

waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. „O Werther," sagte sie mit einem innigen Tone, „konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die v. S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf – Und jetzt der Lärm!" – „Wie, Fräulein?" sagte ich und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. – „Was hat mich es schon gekostet!" sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Tränen in den Augen standen. Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. „Erklären Sie sich!" rief ich. Die Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. „Meine Tante kennen Sie", fing sie an; „sie war gegenwärtig und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb verteidigen."

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen, und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphieren würde. Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Übermuts und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Teilnehmung – ich war zerstört und bin noch wütend in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde, mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinkt eine Ader aufbeißen, um sich zum Atem zu helfen. So ist mir's oft: ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

*

Am 24. März.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt und werde sie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubnis dazu bei euch geholt habe. Ich mußte nun einmal fort, und was ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben ein-

zureden, weiß ich alles, und also – Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei, ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe tun. Den schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrat und Gesandten ansetzte, so auf einmal Halte zu sehen, und rückwärts mit dem Tierchen in den Stall! Macht nun daraus, was ihr wollt, und kombiniert die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und sollen; genug, ich gehe! Und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, so ist hier der Fürst * *, der vielen Geschmack an meiner Gesellschaft findet: der hat mich gebeten, da er von meiner Absicht hörte, mit ihm auf seine Güter zu gehen und den schönen Frühling da zuzubringen. Ich soll ganz mir selbst gelassen sein, hat er mir versprochen, und da wir uns zusammen bis auf einen gewissen Punkt verstehn, so will ich es denn auf gut Glück wagen und mit ihm gehen.

*

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieses Blatt liegen ließ, bis mein Abschied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren. Nun aber ist es geschehen: mein Abschied ist da. Ich mag euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat und was mir der Minister schreibt: ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünfundzwanzig Dukaten geschickt, mit einem Wort, das mich bis zu Tränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich schrieb.

*

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wiedersehen, will mich der alten, glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Tore will ich hineingehn, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben, vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre unerträgliche Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! du sollst von meinem Zuge hören.

*

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimat mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S.. zu steht, ließ ich halten, stieg aus

4*

und hieß den Postillon fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt – o mein Freund, mit wieviel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wieviel zerstörten Planen! – Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang konnt' ich hier sitzen und mich hinübersehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Tälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich-dämmernd darstellten, und wenn ich dann um die bestimmte Zeit wieder zurückmußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! – Ich kam der Stadt näher; alle die alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Tor hinein und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins Detail gehn; so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beschlossen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unserem alten Hause. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulstube, wo ein ehrliches altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Tränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte. – Ich tat keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im Heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung. – Noch eins für tausend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewissen Hof; das war sonst auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen. Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. – Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter! so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemess'nen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnisvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelmen und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid tut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen – mein Herz habe ich allein.

*

Am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, ist es ebenso gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in ***schen Diensten ist. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerriet mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

*

Am 11. Junius.

Sage, was du willst: ich kann nicht länger bleiben! Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein miteinander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier getan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte drein stolpert.

*

Am 16. Junius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seid ihr denn mehr?

*

Am 18. Junius.

Wo ich hin will, das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weisgemacht, daß ich die Bergwerke im **schen besuchen wollte; ist aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das ist alles. Und ich lache über mein eignes Herz – und tu' ihm seinen Willen.

★

Am 29. Julius.

Nein, es ist gut! es ist alles gut! – Ich – ihr Mann! O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet sein. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Tränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! – Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte – Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und, darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel – nimm es, wie du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt bei – oh! – bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammentreffen! in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden! Lieber Wilhelm! – Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht! –

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Tränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!

★

Am 4. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen; sein Freudengeschrei führte die Mutter herbei, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: „Guter Herr, ach, mein Hans ist mir gestorben!" Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. „Und mein Mann", sagte sie, „ist aus der Schweiz zurück und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich herausbetteln müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt." Ich konnte ihr nichts sagen und schenkte dem Kleinen was; sie bat mich, einige Äpfel anzunehmen, das ich tat und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

★

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie, wenn Albert stürbe? Du würdest — ja, sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinste nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Tor hinausgehe, den Weg, den ich zum erstenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, alles ist vorübergegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles! Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hätte.

*

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein anderer liebhaben kann, liebhaben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts anders kenne noch weiß noch habe als sie!

*

Am 4. September.

Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sei aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirst, wenn ich dir sie wiedererzähle. Doch wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten? Sei's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören!

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er sich und mich auf einmal wiedererkennte, gestand er mir seine Fehler, klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenschaft zu

seiner Hausfrau sich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er tue, nicht (wie er sich ausdrückte) wo er mit dem Kopfe hingesollt. Er habe weder essen noch trinken noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gestockt; er habe getan, was er nicht tun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen; er sei als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen, bis er eines Tags, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sei. Da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sei, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihn heiraten, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeitlang geredet hatte, fing er an zu stocken wie einer, der noch etwas zu sagen hat und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwei-, dreimal ab und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen (wie er sich ausdrückte), daß er sie liebe und schätze wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sei und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sei. — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale teilnehme, teilnehmen muß! Doch genug! Da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtet, durch eine neue Heirat der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehn, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen gibt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzt habe sie wieder einen andern Knecht genommen; auch über den, sage man, sei sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heiraten, aber er sei fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt; ja, ich darf wohl sagen: schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine dichterische Erfindung! Sie lebt! sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen! Wir Gebildeten — zu nichts Verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, daß ich nicht so strudele und sudele wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

★

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Es fing an: „Bester, Liebster, komme, sobald du kannst, ich erwarte dich mit tausend Freuden." — Ein Freund, der hereinkam, brachte Nachricht, daß er wegen gewisser Umstände so bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen und fiel mir abends in die Hände. Ich las es und lächelte; sie fragte, worüber? — „Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geschenk ist!" rief ich aus. „Ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln, als wäre es an mich geschrieben." Sie brach ab, es schien ihr zu mißfallen, und ich schwieg.

★

Am 6. September.

Es hat schwer gehalten, bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum ersten Male tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unscheinbar. Auch habe ich mir einen machen lassen ganz wie den vorigen: Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht tun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

★

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreist, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. „Einen neuen Freund!" sagte sie und lockte ihn auf ihre Hand. „Er ist meinen Kleinen zugedacht. Er tut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!"

Als sie dem Tierchen den Mund hinhielt, drückte es sich so lieblich in die süßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

„Er soll Sie auch küssen", sagte sie und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genusses.

„Sein Kuß", sagte ich, „ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück."

„Er ißt mir auch aus dem Munde", sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unschuldig teilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Gesicht weg. Sie sollte es nicht tun! sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! – Und warum nicht? – Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!

*

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Wert hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Äste waren! Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte, und so ein braver Mann soll er gewesen sein, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir: dem Schulmeister standen die Tränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden! – Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran tat. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe stünden und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. Lieber Schatz, eins ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Anteil zu nehmen; denn niemand nimmt Anteil an ihr. Eine Närrin, die sich abgibt, gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons meliert, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christentumes arbeitet und über Lavaters Schwärmereien die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Kreatur war es auch allein möglich, meine Nuß-

bäume abzuhauen. Siehst du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor: die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Überlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis gegeneinander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die alten, so unzufrieden sah, sagte ich: „Warum habt ihr es gelitten?" — „Wenn der Schulze will, hier zu Lande," sagten sie, „was kann man machen?" Aber eins ist recht geschehen. Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frauen Grillen, die ihm ohnedies die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es miteinander zu teilen; da erfuhr es die Kammer und sagte: hier herein! denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Teil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürst wäre! ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

*

Am 10. Oktober.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, ist, daß Albert nicht so beglückt zu sein scheinet, als er — hoffte — als ich — zu sein glaubte — wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt: deutlich genug.

*

Am 12. Oktober.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten! Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht und ach! ihre Grabsteine findet und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien — wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe

zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht und ausruft: „Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: ‚Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn?‘ Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde.“ – O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehen, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.

*

Am 19. Oktober.

Ach, diese Lücke! diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! – Ich denke oft, wenn du sie nur einmal, nur einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt sein.

*

Am 26. Oktober.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewisser, daß an dem Dasein eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: wie diese heiratet, wie jene krank, sehr krank ist. „Sie hat einen trocknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesichte heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben“, sagte die eine. – „Der N. N. ist auch so übel dran“, sagte Lotte. – „Er ist geschwollen“, sagte die andere. Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte mich ans Bett dieser Armen; ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rücken wandten, wie sie – Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet – daß ein Fremder stirbt. Und wenn ich mich umsehe und sehe das Zimmer an, und rings um mich Lottens Kleider und Alberts Skripturen und diese Möbeln, denen ich nun so befreundet bin, sogar diesem Dintenfasse, und denke: Siehe, was du nun diesem Hause bist! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machst oft ihre Freude, und deinem Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht sein könnte, und doch – wenn du nun gingst, wenn du aus diesem Kreise schiedest, würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die dein Verlust in ihr Schicksal reißt? wie lange? – O so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht,

in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!

*

Am 27. Oktober.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig sein kann. Ach, die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht.

*

Am 27. Oktober abends.

Ich habe soviel, und die Empfindung an ihr verschlingt alles; ich habe soviel, und ohne sie wird mir alles zu nichts.

*

Am 30. Oktober.

Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Punkte gestanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das tut, so viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen, und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

*

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend. O daß ich launisch sein könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt! — Nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeiten. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dies Herz ist jetzt tot, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Tränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel; denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war: die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf, sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn

her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt – o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackiertes Bildchen und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunnen, wie ein verlechter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Tränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürstet.

Aber ach! ich fühle es: Gott gibt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm!

*

Am 8. November.

Sie hat mir meine Exzesse vorgeworfen! ach, mit soviel Liebenswürdigkeit! Meine Exzesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. „Tun Sie es nicht!“ sagte sie; „denken Sie an Lotten!“ – „Denken!“ sagte ich, „brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke – ich denke nicht: Sie sind immer vor meiner Seele. Heute saß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen –“. Sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu lassen. Bester! ich bin dahin! sie kann mit mir machen, was sie will.

*

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Anteil, für deinen wohlmeinenden Rat, und bitte dich, ruhig zu sein. Laß mich ausdulden! ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes: daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus; sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten; es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen, wie ich denn über

alles das, wovon jedermann so wenig weiß als ich, nicht gern ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß tun und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet und alles um mich her versinkt und mit mir die Welt untergeht? — Ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens auf-arbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdruckes schämen, sollte mir es vor dem Augenblicke bange sein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?

*

Am 21. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zugrunde richten wird! und ich mit voller Wollust schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht? die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt? das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand und sagte: „Adieu, lieber Werther!" — Lieber Werther! Es war das erstemal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und gestern nacht, da ich zu Bette gehen wollte und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: „Gute Nacht, lieber Werther!" und mußte hernach selbst über mich lachen.

*

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir sie! und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gib mir sie! denn sie ist eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen.

*

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes, das war alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll

Ausdruck des innigsten Anteils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier und hauchte mit süßer, leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehn; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrument hervorquollen, und nur der heimliche Widerschall aus dem reinen Munde zurückklänge. – Ja, wenn ich dir das so sagen könnte! – Ich widerstand nicht länger, neigte mich und schwur: Nie will ich es wagen, einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben! – Und doch – ich will – Ha! siehst du, das steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele – diese Seligkeit – und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen! – Sünde?

*

Am 26. November.

Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die übrigen glücklich — so ist noch keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe soviel auszustehen! Ach, sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

*

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! Wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde; ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Tal hinein. Von fern seh' ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sah ich eine gar interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts als einen geraden, guten Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunterhing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übelnehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte. „Ich suche", antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „Blumen – und finde keine." – „Das ist auch die Jahrszeit nicht", sagte ich lächelnd. – „Es gibt so viele Blumen", sagte er, indem er zu mir herunterkam. „In meinem Garten sind Rosen und Jelängerjelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen

wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach und kann sie nicht finden. Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rote, und das Tausendgüldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden." Ich merkte was Unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: „Was will Er denn mit den Blumen?" Ein wunderbares, zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. „Wenn Er mich nicht verraten will," sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, „ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen." – „Das ist brav", sagte ich. – „O," sagte er, „sie hat viel andere Sachen, sie ist reich." – „Und doch hat sie Seinen Strauß lieb", versetzte ich. – „O," fuhr er fort, „sie hat Juwelen und eine Krone." – „Wie heißt sie denn?" – „Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten," versetzte er, „ich wär' ein anderer Mensch! Ja, es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun –". Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus. – „Er war also glücklich?" fragte ich. – „Ach, ich wollte, ich wäre wieder so!" sagte er. „Da war mir es so wohl, so lustig, so leicht, wie einem Fisch im Wasser!" – „Heinrich!" rief eine alte Frau, die den Weg herkam. „Heinrich, wo steckst du? Wir haben dich überall gesucht, komm zum Essen!" – „Ist das Euer Sohn?" fragt' ich, zu ihr tretend. – „Wohl, mein armer Sohn!" versetzte sie. „Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt." – „Wie lange ist er so?" fragte ich. – „So stille", sagte sie, „ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt tut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Es war ein so guter, stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihnen erzählen sollte, Herr –." Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: „Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei?" – „Der törichte Mensch!" rief sie mit mitleidigem Lächeln. „Da meint er die Zeit, da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte!" Das fiel mir auf wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ sie eilend.

Da du glücklich warst! rief ich aus, schnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war wie einem Fisch im Wasser! – Gott im Himmel, hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen und wenn sie ihn wieder verlieren? – Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübsinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verschmachtest! Du gehst hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflücken – im Winter – und trauerst, da du keine findest, und begreifst nicht, warum du keine finden kannst.

Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch du sein würdest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf, das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hindernis zuschreiben kann! Du fühlst nicht! du fühlst nicht, daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse loszuwerden und die Leiden seiner Seele abzutun, eine Pilgrimschaft nach dem Heiligen Grabe tut! Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Tränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bißchen Armut, das bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Tränen des Weinstockes, was ist es als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater, den ich nicht kenne! Vater, der sonst meine ganze Seele füllte und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?

*

Am 1. Dezember.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich dir schrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht. Fühle bei diesen trocknen Worten, mit welchem Unsinne mich die Geschichte ergriffen hat, da mir sie Albert ebenso gelassen erzählte, als du sie vielleicht liesest.

*

Am 4. Dezember.

Ich bitte dich — Siehst du, mit mir ist's aus, ich trag' es nicht länger! Heute saß ich bei ihr — saß, sie spielte auf ihrem Klavier, mannigfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willst du? — Ihr Schwesterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Tränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Gesicht — meine Tränen flossen — Und auf einmal fiel sie in die alte himmelsüße Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düstern Zwischenräume, des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Zudringen. „Um Gottes willen," sagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen sie fahrend, „um Gottes willen, hören Sie auf!" Sie hielt und sah mich starr an. „Werther," sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, „Werther, Sie sind sehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich." — Ich riß mich von ihr weg, und — Gott, du siehst mein Elend und wirst es enden!

*

Am 6. Dezember.

Wie mich die Gestalt verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?

*　　　　*
*

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übriggeblieben wären, daß ich nicht nötig hätte, die Folge seiner hinterlassenen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen!

5*

Ich habe mir angelegen sein lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet sein konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten miteinander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden und die Urteile geteilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden hinterlassenen Briefe einzuschalten und das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten, zumal da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmut und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester untereinander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durcheinander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher emporstrebte, als er mit allen Übeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf; er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigstens sagen dies Alberts Freunde; sie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünschten Glücks teilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurteilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagen sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert; er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war stolz auf sie und wünschte sie auch von jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu teilen Lust hatte? Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gedrückt sei.

Lottens Vater war von einem Übel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen, und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag; der erste Schnee war stark gefallen und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen käme, sie hereinzubegleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüt wirken; ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt, und sein Gemüt kannte keine Bewegung als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit sich in ewigem Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand andrer nur bedenklicher und verworrner; er glaubte, das schöne Verhältnis zwischen Albert und seiner Gattin gestört zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. „Ja, ja," sagte er zu sich selbst, mit heimlichem Zähnknirschen, „das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem teilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an als die teure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? weiß er sie zu achten, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut, er hat sie – Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube, an den Gedanken gewöhnt zu sein, er wird mich noch rasend machen, er wird mich noch umbringen – Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es: er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung, meine Gegenwart ist ihm beschwerlich."

Oft hielt er seinen raschen Schritt an, oft stand er stille und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Tür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sei drüben in Wahlheim ein Unglück geschehn, es sei ein Bauer erschlagen worden! Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. Er trat in die Stube und fand Lotten beschäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die Tat zu untersuchen. Der Täter war noch unbekannt, man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Haustür gefunden, man hatte Mutmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Witwe, die vorher einen andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. „Ist's möglich!" rief er aus. „Ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn." Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die Tat begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so wert geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder sooft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift; die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabsteine sahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Täter herbeiführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Witwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend angetroffen hatte.

„Was hast du begangen, Unglücklicher!“ rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieser sah ihn still an, schwieg und versetzte endlich ganz gelassen: „Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entsetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in seinem Wesen lag, durcheinander geschüttelt worden. Aus seiner Trauer, seinem Mißmut, seiner gleichgültigen Hingegebenheit wurde er auf einen Augenblick herausgerissen; unüberwindlich bemächtigte sich die Teilnehmung seiner, und es ergriff ihn eine unsägliche Begierde, den Menschen zu retten. Er fühlte ihn so unglücklich, er fand ihn als Verbrecher selbst so schuldlos, er setzte sich so tief in seine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünschte er für ihn sprechen zu können, schon drängte sich der lebhafteste Vortrag nach seinen Lippen, er eilte nach dem Jagdhause und konnte sich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halblaut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, dies verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder und trug dem Amtmanne feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! Er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zugrund gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts

tun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen, es müsse alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen.

Werther ergab sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehn, wenn man dem Menschen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich ins Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen Leiden machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: „Nein, er ist nicht zu retten!“

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen sein müssen, sehn wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden.

*

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“

*

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bei mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beide Männer recht haben möchten, so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Dasein entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältnis zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

*

„Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage: er ist brav und gut? aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht sein.“

*

Weil es ein gelinder Abend war und das Wetter anfing sich zum Tauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden; er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich sein möchte, ihn zu entfernen. „Ich wünsch' es auch um unsertwillen,“ sagt' er, „und ich bitte dich,“ fuhr er fort, „siehe zu, seinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber

gesprochen hat.“ Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen oder lenkte es woanders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Untätigkeit; besonders kam er fast außer sich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menschen, der sich nun aufs Leugnen legte, auffordern könnte.

Alles, was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Gesandtschaft, alles, was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch alles dieses wie zur Untätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgendeine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und so rückte er endlich, ganz seiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endlosen Leidenschaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, in seine Kräfte stürmend, sie ohne Zweck und Aussicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von seiner Verworrenheit, Leidenschaft, von seinem rastlosen Treiben und Streben, von seiner Lebensmüde sind einige hinterlassene Briefe die stärksten Zeugnisse, die wir hier einrücken wollen.

*

„Am 12. Dezember.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's – es ist nicht Angst, nicht Begier: es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren, nächtlichen Szenen dieser menschenfeindlichen Jahrszeit.

„Gestern abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Tauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten, alle Bäche geschwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Tal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluten in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Äcker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Tal hinauf und hinab! Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte und vor mir hinaus die Flut in fürchterlich-herrlichem Widerschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer

und wieder ein Sehnen! Ach, mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und atmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, mein Leiden da hinabzustürmen! dahinzubrausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! – Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menschsein drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluten zu fassen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zuteil? –

„Und wie ich wehmütig hinabsah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange – das war auch überschwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wiesen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verstört jetzt vom reißenden Strome unsere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wiesen und Ehrenämtern! Ich stand! – Ich schelte mich nicht; denn ich habe Mut zu sterben. – Ich hätte – Nun sitze ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen stoppelt und ihr Brot an den Türen, um ihr hinsterbendes, freudeloses Dasein noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

*

„Am 14. Dezember.

„Was ist das, mein Lieber? Ich erschrecke vor mir selbst! Ist nicht meine Liebe zu ihr die heiligste, reinste, brüderlichste Liebe? Habe ich jemals einen strafbaren Wunsch in meiner Seele gefühlt? – Ich will nicht beteuern – Und nun, Träume! O wie wahr fühlten die Menschen, die so widersprechende Wirkungen fremden Mächten zuschrieben! Diese Nacht! ich zittere, es zu sagen, hielt ich sie in meinen Armen, fest an meinen Busen gedrückt, und deckte ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küssen; mein Auge schwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott, bin ich strafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? Lotte! Lotte! – Und mit mir ist es aus! Meine Sinne verwirren sich, schon acht Tage habe ich keine Besinnungskraft mehr, meine Augen sind voll Tränen. Ich bin nirgend wohl, und überall wohl. Ich wünsche nichts, verlange nichts. Mir wäre besser, ich ginge."

*

Der Entschluß, die Welt zu verlassen, hatte in dieser Zeit, unter solchen Umständen in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer seine letzte Aussicht und Hoffnung gewesen; doch hatte er sich gesagt, es solle keine übereilte, keine rasche Tat sein: er wolle mit der besten Überzeugung, mit der möglichst ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt tun.

Seine Zweifel, sein Streit mit sich selbst blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrscheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm ist und ohne Datum unter seinen Papieren gefunden worden.

*

„Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihre Teilnehmung an dem meinigen preßt noch die letzten Tränen aus meinem versengten Gehirne.

„Den Vorhang aufzuheben und dahinterzutreten! das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten aussieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsternis zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen.“

*

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugnis abgibt.

*

„Am 20. Dezember.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort so aufgefangen hast. Ja, du hast recht: mir wäre besser, ich ginge. Der Vorschlag, den du zu einer Rückkehr zu euch tust, gefällt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gern einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß du kommen willst, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren. Es ist nötig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif ist. Und vierzehn Tage auf oder ab tun viel. Meiner Mutter sollst du sagen: daß sie für ihren Sohn beten soll und daß ich sie um Vergebung bitte wegen alles Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Leb' wohl, mein Teuerster! Allen Segen des Himmels über dich! Leb' wohl!“

*

Was in dieser Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Gesinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund gewesen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon nach der Kenntnis ihres Charakters wohl einen stillen Begriff machen können und eine schöne weibliche Seele sich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

Soviel ist gewiß: sie war fest bei sich entschlossen, alles zu tun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine herzliche, freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wieviel es ihm kosten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich sein würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt, Ernst zu machen; es schwieg ihr Mann ganz über dies Verhältnis, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr angelegen, ihm durch die Tat zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen wert seien.

An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben (es war der Sonntag vor Weihnachten), kam er abends zu Lotten und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurechtgemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte. „Sie sollen", sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind: ein Wachsstöckchen und noch was." — „Und was heißen Sie geschickt sein?" rief er aus. „Wie soll ich sein? wie kann ich sein, beste Lotte?" — „Donnerstag abend", sagte sie, „ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das Seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher." Werther stutzte. „Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „es ist nun einmal so; ich bitte Sie um meiner Ruhe willen; es kann nicht, es kann nicht so bleiben." Er wendete seine Augen von ihr und ging in der Stube auf und ab und murmelte das: Es kann nicht so bleiben! zwischen den Zähnen. Lotte, die den schrecklichen Zustand fühlte, worein ihn diese Worte versetzt hatten, suchte durch allerlei Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte," rief er aus, „ich werde Sie nicht wiedersehen!" — „Warum das?" versetzte sie. „Werther, Sie können, Sie müssen uns wiedersehen, nur mäßigen Sie sich. O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich haftenden Leidenschaft für alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! — Ich bitte Sie," fuhr sie fort, indem sie ihn bei der Hand nahm, „mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergetzungen dar! Sein Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts tun kann, als Sie bedauern." Er knirrte mit den Zähnen und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand. „Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther!" sagte sie. „Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betriegen, sich mit Willen zugrunde richten? Warum denn mich, Werther? just mich, das Eigentum eines andern? just das? Ich fürchte, ich fürchte: es ist nur die Unmöglichkeit, mich

zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht.“ Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blick ansah. „Weise!“ rief er. „Sehr weise! Hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch!“ — „Es kann sie jeder machen“, versetzte sie drauf. „Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach, und ich schwöre Ihnen: Sie werden sie finden; denn schon lange ängstet mich für Sie und uns die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie es über sich! eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werten Gegenstand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen!“

„Das könnte man“, sagte er mit einem kalten Lachen, „drucken lassen und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte, lassen Sie mir noch ein klein wenig Ruh', es wird alles werden!“ — „Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend!“ Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen frostigen Guten Abend und ging verlegen im Zimmer nebeneinander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der sodann seine Frau nach gewissen Aufträgen fragte und, als er hörte, sie seien noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht und zauderte bis acht, da sich denn sein Unmut und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Kompliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab und warf sich endlich in seinen Kleidern aufs Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilfe wagte hineinzugehn, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen sollte, das er denn zuließ und dem Bedienten verbot, den andern Morgen ins Zimmer zu kommen, bis er ihm rufen würde.

Montags früh, den einundzwanzigsten Dezember, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat und den ich absatzweise hier einrücken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

*

„Es ist beschlossen, Lotte: ich will sterben! Und das schreibe ich dir ohne romantische Überspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letzten

Male sehen werde. Wenn du dieses liesest, meine Beste, deckt schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke seines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als sich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohltätige Nacht. Sie ist es, die meinen Entschluß befestiget, bestimmt hat: ich will sterben! Wie ich mich gestern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie sich alles das nach meinem Herzen drängte und mein hoffnungsloses, freudeloses Dasein neben dir in gräßlicher Kälte mich anpackte – ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott, du gewährtest mir das letzte Labsal der bittersten Tränen! Tausend Anschläge, tausend Aussichten wüteten durch meine Seele, und zuletzt stand er da, fest, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will sterben! – Ich legte mich nieder, und morgens, in der Ruhe des Erwachens, steht er noch fest, noch ganz stark in meinem Herzen: ich will sterben! – Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewißheit, daß ich ausgetragen habe und daß ich mich opfere für dich. Ja, Lotte! warum sollte ich es verschweigen? eins von uns dreien muß hinweg, und das will ich sein! O meine Beste! in diesem zerrissenen Herzen ist es wütend herumgeschlichen, oft – deinen Mann zu ermorden! – dich! – mich! – So sei es denn! – Wenn du hinaufsteigst auf den Berg, an einem schönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich sooft das Tal heraufkam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der sinkenden Sonne hin- und herwiegt! – Ich war ruhig, da ich anfing – nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das so lebhaft um mich wird." –

*

Gegen zehn Uhr rief Werther seinem Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreisen würde; er solle daher die Kleider auskehren und alles zum Einpacken zurechtmachen. Auch gab er ihm Befehl, überall Contos zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugeteiltes auf zwei Monate vorauszubezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er ging tiefsinnig im Garten auf und ab und schien noch zuletzt alle Schwermut der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe: sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn morgen und wieder morgen und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. „Morgen!" rief er aus, „und wieder morgen! und noch ein Tag!" und küßte sie alle herzlich und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch

etwas in das Ohr sagen wollte. Der verriet ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn, er schenkte jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen und ritt mit Tränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hause, befahl der Magd, nach dem Feuer zu sehen und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten.

*

„Du erwartest mich nicht! du glaubst, ich würde gehorchen und erst Weihnachtsabend dich wiedersehn. O Lotte, heut oder nie mehr! Weihnachtsabend hältst du dieses Papier in deiner Hand, zitterst und benetzest es mit deinen lieben Tränen. Ich will, ich muß! O wie wohl ist es mir, daß ich entschlossen bin!"

*

Lotte war indes in einen sonderbaren Zustand geraten. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er sich von ihr entfernen sollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart gesagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarschaft geritten, mit dem er Geschäfte abzutun hatte und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie saß nun allein, keins von ihren Geschwistern war um sie, sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. Sie sah sich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugetan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu sein schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer sein würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so teuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Übereinstimmung ihrer Gemüter so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebten Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu teilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre

sie gewesen! — Hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheiraten dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältnis gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht und fand bei einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Über allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches, heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüt empfand den Druck einer Schwermut, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb sieben geworden, als sie Werthern die Treppe heraufkommen hörte und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wir dürfen fast sagen: zum erstenmal, bei seiner Ankunft! Sie hätte sich gern vor ihm verleugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: „Sie haben nicht Wort gehalten!“ — „Ich habe nichts versprochen“, war seine Antwort. — „So hätten Sie wenigstens meiner Bitte stattgeben sollen,“ versetzte sie, „ich bat Sie um unser beider Ruhe.“

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, ebensowenig, was sie tat, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit Werthern allein zu sein. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und sie wünschte, bald: daß ihre Freundinnen kommen, bald: daß sie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß sich beide entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer sitzen lassen; dann besann sie sich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab; sie trat ans Klavier und fing eine Menuett an: sie wollte nicht fließen. Sie nahm sich zusammen und setzte sich gelassen zu Werthern, der seinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

„Haben Sie nichts zu lesen?“ sagte sie. Er hatte nichts. „Da drin in meiner Schublade“, fing sie an, „liegt Ihre Übersetzung einiger Gesänge Ossians. Ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören; aber zeither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen.“ Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hände nahm, und die Augen standen ihm voll Tränen, als er hineinsah. Er setzte sich nieder und las.

*

„Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wornach blickst du auf

die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmet übers Feld. Wornach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst, freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, du herrliches Licht von Ossians Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber sind. – Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden und, siehe! die Barden des Gesanges: grauer Ullin! stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, sanftklagende Minona! – Wie verändert seid ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwach lispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und tränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar im unsteten Winde, der von dem Hügel herstieß. – Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten sie das Grab Salgars gesehen, oft die finstere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlassen auf dem Hügel, mit der harmonischen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Höret Colmas Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! – Ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind saust im Gebirge. Der Strom heult den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlass'ne auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erscheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgendein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht von den Beschwerden der Jagd, sein Bogen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnobend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen des verwachsenen Stroms. Der Strom und der Sturm saust, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er sein Wort vergessen? – Da ist der Fels und der Baum und hier der rauschende Strom! Mit einbrechender Nacht versprachst du hier zu sein; ach! wohin hat sich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt' ich fliehen, verlassen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange sind unsere Geschlechter Feinde, aber wir sind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig eine Weile, o Wind! still eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durchs Tal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier ist der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderst du zu kommen?

„‚Sieh, der Mond erscheint, die Flut glänzt im Tale, die Felsen stehen grau den Hügel hinauf; aber ich seh' ihn nicht auf der Höhe, seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht seine Ankunft. Hier muß ich sitzen allein.

„‚Aber wer sind, die dort unten liegen auf der Heide? – Mein Geliebter? Mein Bruder? – Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängstet ist meine Seele! – Ach, sie sind tot! Ihre Schwerter rot vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum hast du meinen Salgar erschlagen? O mein Salgar! warum hast du meinen Bruder erschlagen? Ihr wart mir beide so lieb! O du warst schön an dem Hügel unter Tausenden! Er war schrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! sie sind stumm! stumm auf ewig! kalt, wie die Erde, ist ihr Busen!

„‚O von dem Felsen des Hügels, von dem Gipfel des stürmenden Berges, redet, Geister der Toten! redet! mir soll es nicht grausen! – Wohin seid ihr zur Ruhe gegangen? in welcher Gruft des Gebirges soll ich euch finden? – Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„‚Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Tränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Toten, aber schließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben schwindet wie ein Traum; wie sollt' ich zurückbleiben? Hier will ich wohnen mit meinen Freunden, an dem Strome des klingenden Felsens. – Wenn's Nacht wird auf dem Hügel und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme sein um meine Freunde: sie waren mir beide so lieb!'

„Das war dein Gesang, o Minona, Tormans sanft errötende Tochter. Unsere Tränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpins Gesang. – Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegesang auf dem Hügel. Ihr Lied war sanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskars. – Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Tränen, Minonas Augen waren voll Tränen, der Schwester des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Gesang, wie der Mond in Westen, der den Sturmregen voraussieht und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. – Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Ryno.

„Vorbei sind Wind und Regen, der Mittag ist so heiter, die Wolken teilen sich. Fliehend bescheint den Hügel die unbeständige Sonne. Rötlich fließt der Strom des Bergs im Tale hin. Süß ist dein Murmeln, Strom; doch süßer die Stimme, die ich höre. Es ist Alpins Stimme, er bejammert den Toten. Sein Haupt ist vor Alter gebeugt und rot sein tränendes Auge. Alpin, trefflicher Sänger! warum allein auf dem schweigenden Hügel? warum jammerst du, wie ein Windstoß im Walde, wie eine Welle am fernen Gestade?'

Alpin.

„Meine Tränen, Ryno, sind für den Toten, meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlank bist du auf dem Hügel, schön unter den Söhnen der Heide! Aber du wirst fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde sitzen. Die Hügel werden dich vergessen, dein Bogen in der Halle liegen ungespannt.

„Du warst schnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, schrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide. Deine Stimme glich dem Waldstrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte sie. Aber wenn du wiederkehrtest vom Kriege, wie friedlich war deine Stirne! dein Angesicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der schweigenden Nacht, ruhig deine Brust wie der See, wenn sich des Windes Brausen gelegt hat.

„Eng ist nun deine Wohnung! finster deine Stätte! mit drei Schritten meß' ich dein Grab, o du! der du ehe so groß warst! Vier Steine mit moosigen Häuptern sind dein einziges Gedächtnis; ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Tränen der Liebe. Tot ist, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf seinem Stabe ist das? Wer ist es, dessen Haupt weiß ist vor Alter, dessen Augen rot sind von Tränen? Es ist dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf in der Schlacht, er hörte von zerstobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von seiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Toten, niedrig ihr Kissen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl! edelster der Menschen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld sehen! nimmer der düstere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls

Du hinterließest keinen Sohn, aber der Gesang soll deinen Namen erhalten; künftige Zeiten sollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.'

„Laut war die Trauer der Helden, am lautesten Armins berstender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod seines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor saß nah bei dem Helden, der Fürst des hallenden Galmal. ‚Warum schluchzet der Seufzer Armins?' sprach er; ‚was ist hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Gesang, die Seele zu schmelzen und zu ergetzen? sie sind wie sanfter Nebel, der steigend vom See aufs Tal sprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel ist gegangen. Warum bist du so jammervoll, Armin, Herrscher des seeumflossenen Gorma?'

„‚Jammervoll! Wohl, das bin ich, und nicht gering die Ursache meines Wehs. – Carmor, du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere, lebt, und Annira, die schönste der Mädchen. Die Zweige deines Hauses blühen, o Carmor; aber Armin ist der letzte seines Stammes. Finster ist dein Bett, o Daura! dumpf ist dein Schlaf in dem Grabe. – Wann erwachst du mit deinen Gesängen, mit deiner melodischen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbstes! auf! stürmt über die finstere Heide! Waldströme, braust! heult, Stürme, im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd dein bleiches Gesicht! Erinnre mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„‚Daura, meine Tochter, du warst schön! schön wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß wie der gefallene Schnee, süß wie die atmende Luft! Arindal, dein Bogen war stark, dein Speer schnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„‚Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Dauras Liebe; sie widerstand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„‚Erath, der Sohn Odgals, grollte; denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam, in einen Schiffer verkleidet. Schön war sein Nachen auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter, ruhig sein ernstes Gesicht. Schönste der Mädchen, sagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern in der See, wo die rote Frucht vom Baume herblinkt, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See.

„‚Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete als die Stimme des Felsens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängstest du mich so? Höre, Sohn Arnarths! höre! Daura ist's, die dich ruft!

„‚Erath, der Verräter, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist keiner, seine Daura zu retten?

6*

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, stieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd; seine Pfeile rasselten an seiner Seite, seinen Bogen trug er in der Hand, fünf schwarzgraue Doggen waren um ihn. Er sah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, fest umflocht er seine Hüften, der Gefesselte füllte mit Ächzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in seinem Boote, Daura herüberzubringen. Armar kam in seinem Grimme, drückt' ab den graubefiederten Pfeil, er klang, er sank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Eraths, des Verräters, kamst du um, das Boot erreichte den Felsen, er sank dran nieder und starb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut: welch war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerschmettern das Boot. Armar stürzt sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmt ein Stoß vom Hügel in die Wellen: er sank und hob sich nicht wieder.

„Allein auf dem seebespülten Felsen, hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien, doch konnte sie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht stand ich am Ufer, ich sah sie im schwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien, laut war der Wind, und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward schwach, ehe der Morgen erschien, sie starb weg wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb sie und ließ Armin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hochhebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder, halb dämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht.'"

Ein Strom von Tränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Tränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Tränen vereinigten sie. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Anteil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie atmete, sich zu erholen, und bat ihn schluchzend fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halb gebrochen:

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich betaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm,

der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —“

*

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotten nieder in der vollen Verzweifelung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wütenden Küssen. „Werther!“ rief sie mit erstickter Stimme, sich abwendend, „Werther!“ und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen. — „Werther!“ rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühles. Er widerstand nicht, ließ sie aus seinen Armen und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: „Das ist das letztemal, Werther! Sie sehn mich nicht wieder.“ Und mit dem vollsten Blick der Liebe auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht, sie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieser Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräusch zu sich selbst rief. Es war das Mädchen, das den Tisch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er sich wieder allein sah, ging er zur Türe des Kabinetts und rief mit leiser Stimme: „Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! ein Lebewohl!“ — Sie schwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er sich weg und rief: „Lebe wohl, Lotte! auf ewig lebe wohl!“

Er kam ans Stadttor. Die Wächter, die ihn schon gewohnt waren, ließen ihn stillschweigend hinaus. Es stiebte zwischen Regen und Schnee, und erst gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hause kam, daß seinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute sich nicht, etwas zu sagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felsen, der an dem Abhange des Hügels ins Tal sieht, gefunden, und es ist unbegreiflich, wie er ihn in einer finstern, feuchten Nacht, ohne zu stürzen, erstiegen hat.

Er legte sich zu Bette und schlief lange. Der Bediente fand ihn schreibend, als er ihm den andern Morgen auf sein Rufen den Kaffee brachte. Er schrieb folgendes am Briefe an Lotten.

*

„Zum letzten Male denn, zum letzten Male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen, ach! die Sonne nicht mehr sehen: ein trüber, neblichter Tag hält sie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende. Lotte, das ist ein Gefühl ohnegleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächsten, zu sich zu sagen: das ist der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort: der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft? und morgen liege ich ausgestreckt und schlaff am Boden. Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen sterben sehen aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein! dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick – getrennt, geschieden – vielleicht auf ewig? – Nein, Lotte, nein – Wie kann ich vergehen? wie kannst du vergehen? Wir sind ja! – Vergehen! – Was heißt das? Das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. – – Tot, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng! so finster! – Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunterschollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! – Ich stürzte neben das Grab hin – ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht, wie mir geschah – wie mir geschehen wird – Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!

„O vergib mir! vergib mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens sein sollen. O du Engel! zum ersten Male, zum ersten Male ganz ohne Zweifel durch mein Innig-Innerstes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen strömte! neue, warme Wonne ist in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

„Ach, ich wußte, daß du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken an dem ersten Händedruck, und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

„Erinnerst du dich der Blumen, die du mir schicktest, als du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? O ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten mir deine Liebe. Aber ach! diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen, sichtbaren Zeichen gereicht ward.

„Alles das ist vergänglich, aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser

Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt. Sie ist mein! Du bist mein! ja, Lotte, auf ewig.

„Und was ist das, daß Albert dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt – und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich strafe mich dafür; ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten, bis du kommst, und ich fliege dir entgegen und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

„Ich träume nicht, ich wähne nicht! nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden sein! wir werden uns wiedersehen! Deine Mutter sehen! ich werde sie sehen, werde sie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

*

Gegen eilfe fragte Werther seinen Bedienten, ob wohl Albert zurückgekommen sei. Der Bediente sagte: ja, er habe dessen Pferd dahin führen sehen. Drauf gibt ihm der Herr ein offenes Zettelchen des Inhalts:

*

„Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

*

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geschlafen; was sie gefürchtet hatte, war entschieden, auf eine Weise entschieden, die sie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr sonst so rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tausenderlei Empfindungen zerrütteten das schöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das sie in ihrem Busen fühlte? war es Unwille über seine Verwegenheit? war es eine unmutige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit jenen Tagen ganz unbefangener, freier Unschuld und sorglosen Zutrauens an sich selbst? Wie sollte sie ihrem Manne entgegengehen? wie ihm eine Szene bekennen, die sie so gut gestehen durfte und die sie sich doch zu gestehen nicht getraute? Sie hatten so lange gegeneinander geschwiegen, und sollte sie die erste sein, die das Stillschweigen bräche und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine so unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete sie, die bloße Nachricht von Werthers Besuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar diese unerwartete Katastrophe! Konnte sie wohl hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurteil aufnehmen würde?

und konnte sie wünschen, daß er in ihrer Seele lesen möchte? Und doch wieder, konnte sie sich verstellen gegen den Mann, vor dem sie immer wie ein kristallhelles Glas offen und frei gestanden war und dem sie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können! Eins und das andre machte ihr Sorgen und setzte sie in Verlegenheit, und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für sie verloren war, den sie nicht lassen konnte, den sie leider! sich selbst überlassen mußte und dem, wenn er sie verloren hatte, nichts mehr übrigblieb.

Wie schwer lag jetzt, was sie sich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die sich unter ihnen festgesetzt hatte! So verständige, so gute Menschen fingen wegen gewisser heimlicher Verschiedenheiten untereinander zu schweigen an, jedes dachte seinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältnisse verwickelten und verhetzten sich dergestalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritischen Momente, von dem alles abhing, zu lösen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit sie früher wieder einander nähergebracht, wäre Liebe und Nachsicht wechselsweise unter ihnen lebendig worden und hätte ihre Herzen aufgeschlossen, vielleicht wäre unser Freund noch zu retten gewesen.

Noch ein sonderbarer Umstand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus seinen Briefen wissen, nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß er sich diese Welt zu verlassen sehnte. Albert hatte ihn oft bestritten, auch war zwischen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon gewesen. Dieser, wie er einen entschiedenen Widerwillen gegen die Tat empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die sonst ganz außer seinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernst eines solchen Vorsatzes sehr zu zweifeln Ursach' finde; er hatte sich sogar darüber einigen Scherz erlaubt und seinen Unglauben Lotten mitgeteilt. Dies beruhigte sie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten; von der andern aber fühlte sie sich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Besorgnisse mitzuteilen, die sie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Hastigkeit entgegen; er war nicht heiter, sein Geschäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegsamen, kleinsinnigen Menschen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen sei, und sie antwortete mit Übereilung: Werther sei gestern abends dagewesen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß ein Brief und Pakete auf seiner Stube lägen. Er ging hinüber, und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seines Edelmuts, seiner Liebe

und Güte hatte ihr Gemüt mehr beruhigt, sie fühlte einen heimlichen Zug, ihm zu folgen, sie nahm ihre Arbeit und ging auf sein Zimmer, wie sie mehr zu tun pflegte. Sie fand ihn beschäftigt, die Pakete zu erbrechen und zu lesen. Einige schienen nicht das Angenehmste zu enthalten. Sie tat einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und sich an den Pult stellte zu schreiben.

Sie waren auf diese Weise eine Stunde nebeneinander gewesen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüt. Sie fühlte, wie schwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem besten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag; sie verfiel in eine Wehmut, die ihr um desto ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Tränen zu verschlucken suchte.

Die Erscheinung von Werthers Knaben setzte sie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: „Gib ihm die Pistolen. — Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen", sagte er zum Jungen. Das fiel auf sie wie ein Donnerschlag; sie schwankte aufzustehen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Langsam ging sie nach der Wand, zitternd nahm sie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick sie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hause hinaus war, machte sie ihre Arbeit zusammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse. Bald war sie im Begriffe, sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werthern, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brot und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tische gehen und setzte sich nieder zu schreiben.

*

„Sie sind durch deine Hände gegangen, du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, du hast sie berührt: und du, Geist des Himmels, begünstigst meinen Entschluß, und du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und ach! nun empfange. O ich habe meinen Jungen aus-

gefragt. Du zittertest, als du sie ihm reichtest, du sagtest kein Lebewohl! – Wehe! wehe! kein Lebewohl! – Solltest du dein Herz für mich verschlossen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befestigte? Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen! und ich fühle es, du kannst den nicht hassen, der so für dich glüht!"

*

Nach Tische hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hause, ging wieder aus vors Tor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, schweifte weiter in der Gegend umher und kam mit anbrechender Nacht zurück und schrieb.

*

„Wilhelm, ich habe zum letzten Male Feld und Wald und den Himmel gesehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröste sie, Wilhelm! Gott segne euch! Meine Sachen sind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir sehen uns wieder und freudiger."

*

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergibst mir. Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wäret durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über dir!"

*

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit den Adressen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehen habe, und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu sein; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor sechse vors Haus kommen.

*

„Nach eilfe.

„Alles ist so still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

„Ich trete an das Fenster, meine Beste, und sehe und sehe noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an seinem Herzen, und mich. Ich sehe die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen. Wenn ich nachts von dir ging,

wie ich aus deinem Tore trat, stand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angesehen, oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merksteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgibst du mich nicht? und habe ich nicht gleich einem Kinde ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die du Heilige berührt hattest?

„Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tausend, tausend Küsse habe ich drauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

„Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund tun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuten, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte, ihr begrübt mich am Wege oder im einsamen Tale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine, sich segnend, vorübergingen und der Samariter eine Träne weinte.

„Hier, Lotte! Ich schaudere nicht, den kalten, schrecklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll! Du reichtest mir ihn, und ich zage nicht. All! all! So sind alle die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

„Daß ich des Glückes hätte teilhaftig werden können, für dich zu sterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte mutig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wiederschaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen und durch ihren Tod ein neues, hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

„In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein; du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrote Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum ersten Male unter deinen Kindern fand — O küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! sie wimmeln um mich. Ach, wie ich mich an dich schloß! seit dem ersten Augenblicke dich nicht lassen konnte! — diese Schleife soll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage schenktest du mir sie! Wie ich das alles verschlang! — Ach, ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte! — — Sei ruhig, ich bitte dich, sei ruhig! —

„Sie sind geladen — Es schlägt zwölfe! — So sei es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!“

*

Ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles stille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Ärzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf, der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt. Über dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Überfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Atem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Sessels konnte man schließen, er habe sitzend vor dem Schreibtische die Tat vollbracht, dann ist er heruntergesunken, hat sich konvulsivisch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden, sein Gesicht schon wie eines Toten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. „Emilia Galotti" lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Alberts Bestürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts sagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißesten Tränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der ältste, den er immer am meisten geliebt, hing an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

*　　*

*

Noch einmal wagst du vielbeweinter Schatten
Hervor dich an das Tages Licht,
Begegnest mir auf neu beblümten Matten
Und meinen Anblick scheust du nicht.
Es ist als ob du lebtest in der Frühe
Wo uns der Thau auf einem Feld erquickt
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl beglückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingst du voran und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos:
Der Tag wie lieblich, so die Nacht wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Kein's wird vom andern wünschenswerth ergänzt,
Von außen düsterts wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Äußres deckt ein trüber Blick,
Da steht es nah und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt,
Der Jüngling, froh, wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,
Entzückt, erstaunt wer dies ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
In's Weite zieht ihn unbefangne Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Pallast;
Wie Vögelschaar an Wälderwipfeln streift,
So schwebt auch er, der um die Liebste schweift,
Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieser hält ihn fest.

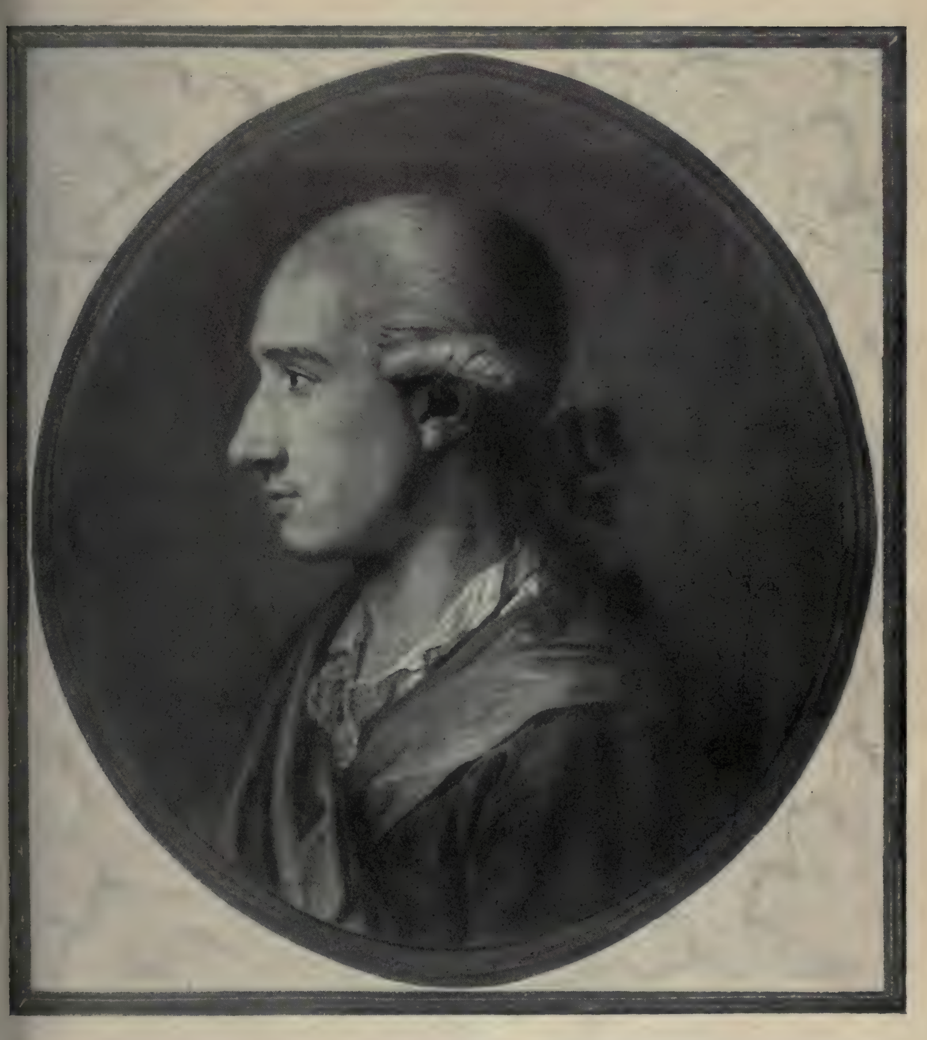
1. Goethes eigenhändige Niederschrift des 50 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Romans entstandenen Gedichts: „An Werther".

Vorderseite.

Doch, erst zu früh und dann zu spät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt,
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst Freund, gefühlvoll, wie sich ziemt;
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick,
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück;
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn
Der Leidenschaften labyrinthisch an,
So wir, verschlungen wiederholter Nöthe,
Dem Scheiden endlich Scheiden ist der Tod. —
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet
50 Gab ihm ein Gott zu sagen was er duldet

2. Rückseite der umstehend bezeichneten Handschrift.



3. Johann Daniel Bager: Goethe.
Miniaturgemälde 1773.



4. Ansicht der Reichsstadt Wetzlar von der Mittagseite.
Kupferstich 1802.


Ansicht der Reichs-Stadt Wetzlar und der ihr an der Abend-Seite benachbarten Gegend
die Stiffts-Kirche.
die Burg zum Kalsmunt
der Magdalenhaeuser Thiergarten.
die Brücke über den Lahn-Strohm.
die Spital-Kirche
das Dorf Steindorf
das Nonnen-Kloster Altenberg
die Dalheimer Kapelle

6. Johann Friedrich Wilhelm Gotter.
Kupferstich.

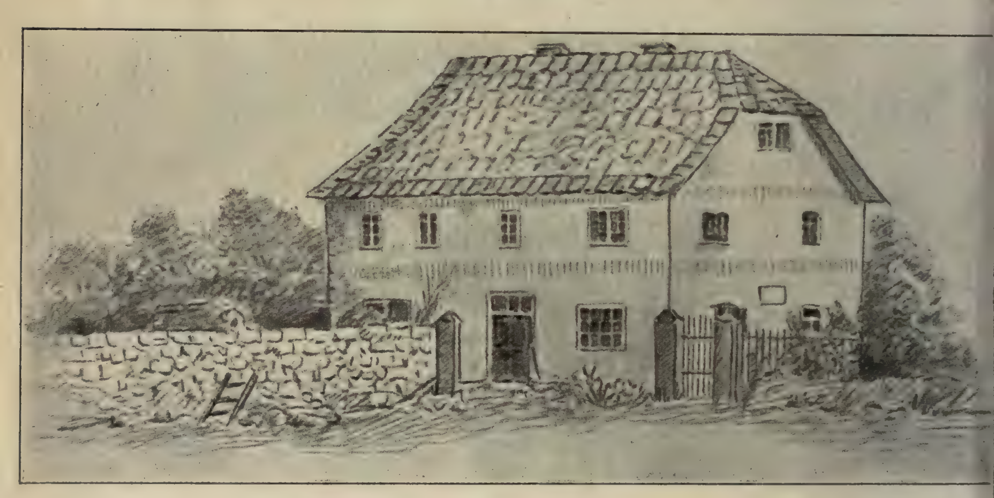


7. August Siegfried von Goue.



8. C. Stuhl: Der Goethebrunnen bei Wetzlar.
Zeichnung.

9. C. Stuhl: Die Goethelinde in Garbenheim.
Lithographie.



10. A. Moschkau: Das Jagdhaus in Volpertshausen.
Zeichnung um 1877.



11. Johann Georg Christian Kestner.
Lithographie.



12. Charlotte Buff.



13. Johann Georg Christian Kestner.



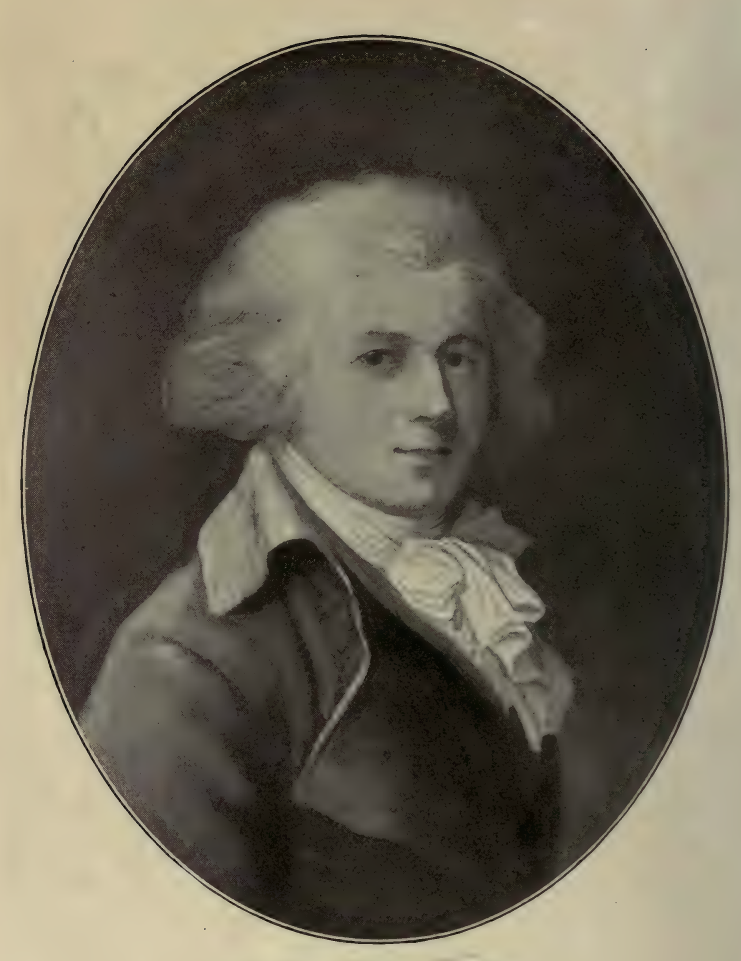
14. Karl Wilhelm Jerusalem.



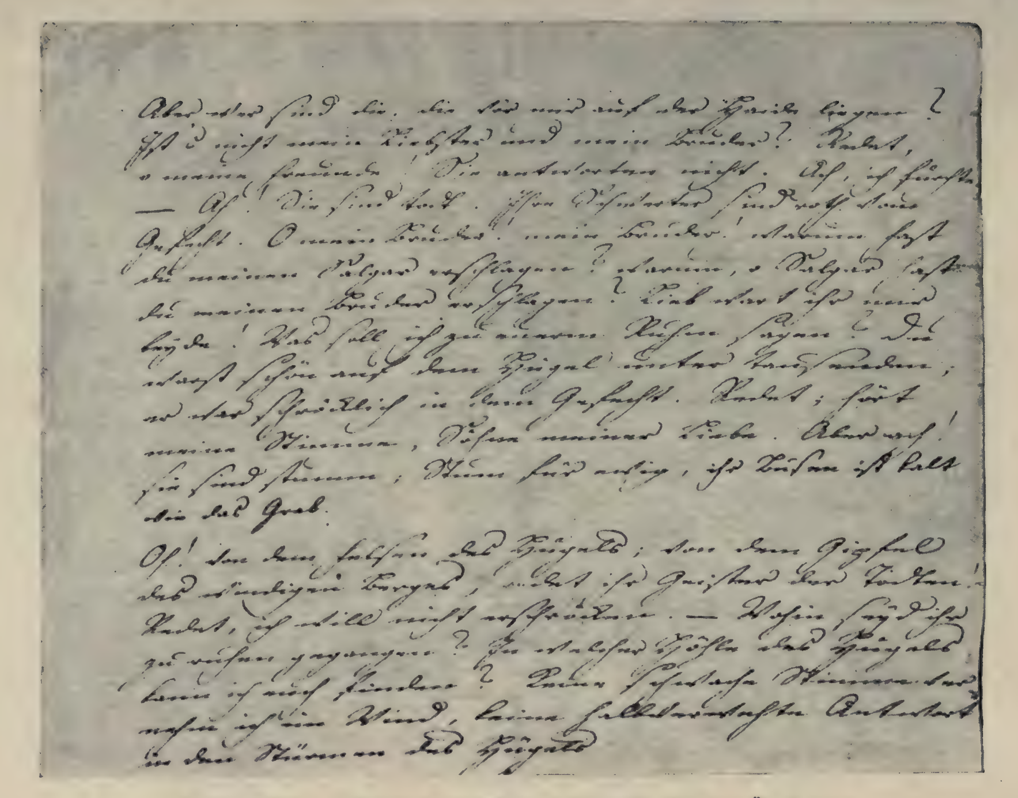
15. Charlotte Buff.



16. Joh. Heinr. Schröder: Charlotte Kestner, geb. Buff.
Pastellbild 1782.



17. Karl Wilhelm Jerusalem.
Pastellbild.



Aber wer sind die, die dort unten auf der Haide liegen?
Ist's nicht mein Liebster und mein Bruder? Redet,
o meine Freunde! Sie antworten nicht. Ach, ich fürchte
— Ach! sie sind todt. Ihre Schwerter sind roth vom
Gefecht. O mein Bruder! mein Bruder! warum hast
du meinen Salgar erschlagen? warum, o Salgar, hast
du meinen Bruder erschlagen? Lieb wart ihr mir
beyde! Was soll ich zu eurem Ruhm sagen? Du
warst schön auf dem Hügel unter Tausenden;
er war schröcklich in dem Gefecht. Redet; hört
meine Stimme, Söhne meiner Liebe. Aber ach!
sie sind stumm; stumm für ewig, ihr Busen ist kalt
wie das Grab.

Oh! von dem Felsen des Hügels; von dem Gipfel
des windigen Berges, redet ihr Geister der Todten!
Redet, ich will nicht erschröcken. — Wohin seyd ihr
zur Ruhe gegangen? In welcher Höhle des Hügels
kann ich euch finden? Keine schwache Stimme ver-
nehm ich im Wind, keine halbverwehte Antwort
in den Stürmen des Hügels.

18. Ein Stück aus Goethes eigenhändiger Niederschrift seiner Übersetzung der Gesänge von Selma aus Ossian.

Die Leiden

des

jungen Werthers.

Erster Theil.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1774.

19. Titelblatt der ersten Ausgabe.





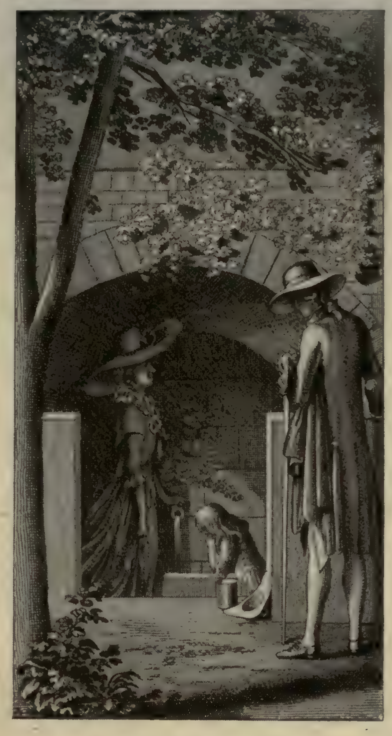
Daniel Chodowiecki:

20. Werther.
Vorzeichnung zu dem späteren Kupferstich.

21. Lotte.
Vorzeichnung zu dem späteren Kupferstich.







Daniel Chodowiecki:

22. Werther und Lotte, zum Ball aufbrechend. 23. Lotte und Werther am Brunnen. 24. Werther in der adligen Gesellschaft.

Das mittelste Bild von Chodowiecki selbst, die beiden andern von Chr. G. Geyser gestochen.

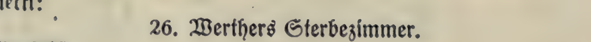


25. Lotte, den Geschwistern Brot schneidend.



26. Werthers Sterbezimmer.

Daniel Chodowiecki:



Kupferstiche vom Künstler selbst.



27. Besuch beim Pfarrer.



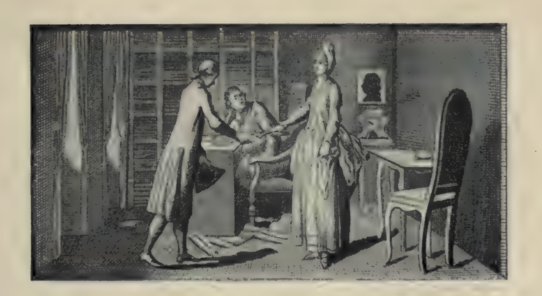
28. Albert, Lotte und Werther, ihr die Hand küssend.

Daniel Chodowiecki:

Kupferstiche von D. Berger.

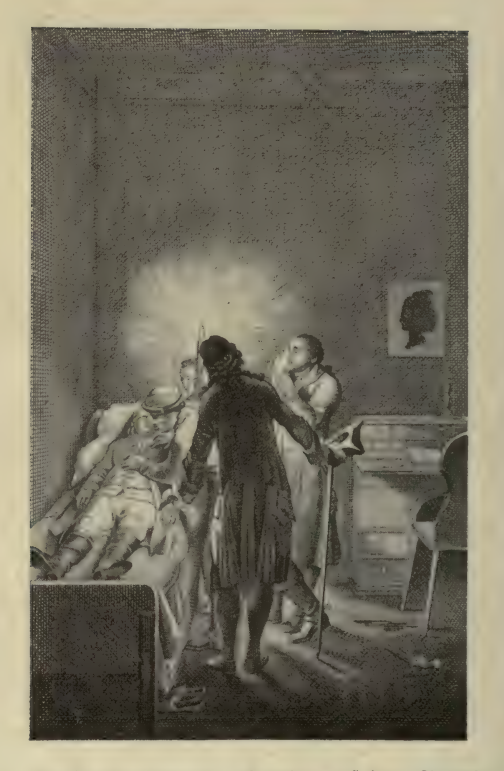


29. Daniel Chodowiecki: Lotte, Werthers Diener die Pistole reichend.
Rötelzeichnung. Vorstudie zu dem nachstehenden Kupferstich.



30. Kupferstich von D. Berger nach D. Chodowiecki.

31. Daniel Chodowiecki: Werthers Sterbezimmer.
Kreidezeichnung.



32. Daniel Chodowiecki: Werther auf dem Totenbett.
Kupferstich von D. Berger.



33. Daniel Chodowiecki: Entwurf zu einem Wertherfächer. Vorderansicht.



34. J. W. Meil: Werther zeichnend.
Kupferstich.

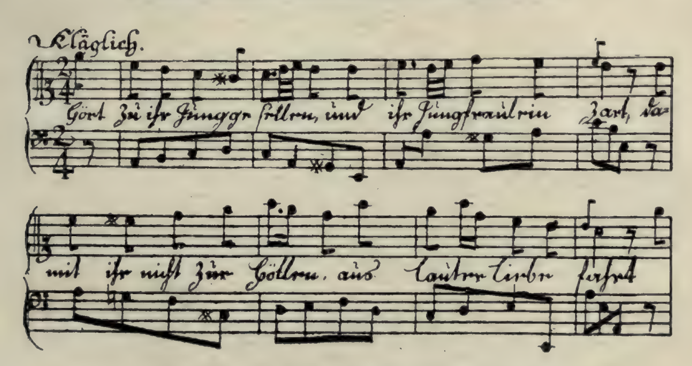


35. Daniel Berger: Lotte, Brot schneidend.
Kupferstich.

Eine entsetzliche
Mordgeschichte
von dem
jungen Werther.
wie
sich derselbe den 21 December
durch einen Pistolenschuß ei-
genmächtig ums Leben gebracht.
Allen jungen Leuten zur War-
nung, in ein Lied gebracht, auch
den Alten fast nutzlich
zu lesen.

Im Thon:
Hört zu ihr lieben Christen &c.

1776.



36/37. Titelblatt und Notenbeilage zu der Wertherparodie
von H. G. v. Bretschneider.

38. B. A. Duncker: Vorzeichnung zu dem Kupferstich in J. R. Sinners Wertherdrama „Les malheurs de l'amour".



39. Daniel Chodowiecki: Ein Blatt aus den Kupferstichen zu A. Blumauers travestierter „Aeneis".



40. Der Absturz des Fräuleins von Ickstadt.

Die Leiden der jungen Fanni.

Eine Geschichte
unserer Zeiten in Briefen
von
F. G. v. Nessellrode.



Augsburg,
bey Conrad Heinrich Stage. 1785.

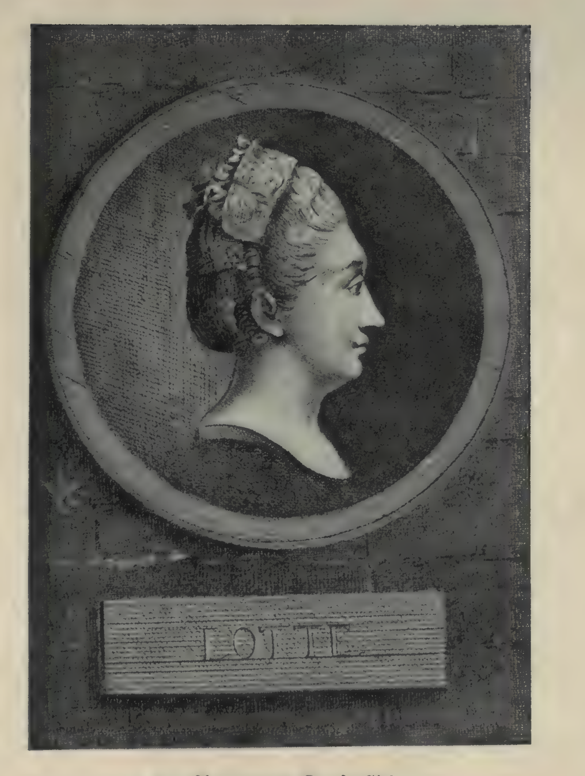
41. Titelblatt zu dem über den „Fall“ des Fräuleins von Ickstadt geschriebenen Roman.



42. A. W. Küffner: So sey's denn – Lotte! Lotte leb' wohl.
Kupferstich von J. G. Klinger.



43. H. W. Bunbury: Werther! Just mich! Das Eigenthum eines Andern.
Kupferstich von J. G. Klinger.



44. Anonymer Kupferstich.



45. Werther.
Kupferstich von James Walker nach einem Gemälde von Mr. Walton.



46. Emma Crewe: Landleute von Wahlheim.
Kupferstich von M. Nale.



47. W. Miller: Ansicht von Wahlheim.
Kupferstich von William Sedgwick.



48. H. W. Bunbury: Werthers erste Begegnung mit Lotte.
Kupferstich von J. R. Smith.



49. H. W. Bunbury: Charlotte und ihre Geschwister.
Kupferstich von Roze le Noir.



50. W. Miller: Charlottens und Werthers Besuch bei dem Geistlichen.
Kupferstich von William Sedgwick.



51. W. Miller: Der Bauer in Wahlheim.
Kupferstich von J. Cary.



52. J. H. Ramberg: Lotte am Klavier.
Kupferstich von F. Bartolozzi.



53. J. H. Ramberg: Lotte übergibt Werthers Diener die Pistole.
Kupferstich von F. Bartolozzi.



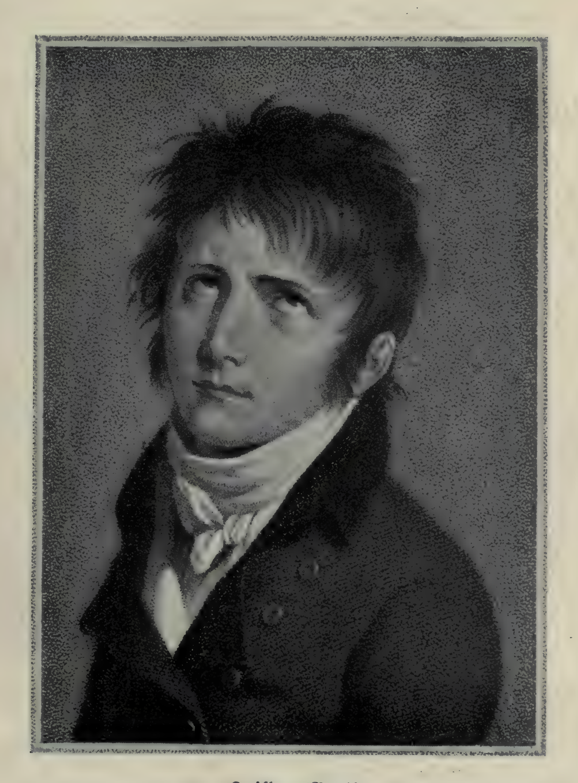
54. James Northcote: Albert, Charlotte und Werther.
Kupferstich von C. Knight.



55. James Northcote: Werthers Abschied.
Anonymer Kupferstich.



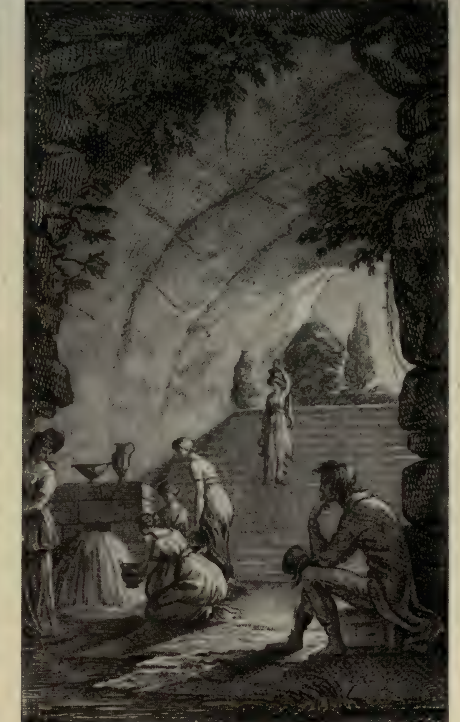
56. Lotte an Werthers Grabe.
Kupferstich von Haid.



57. Boilly: Werther.
Kupferstich von C. Noel.



58. Erste Begegnung mit Lotte.



Berthon:
59. Werther am Brunnen.
Kupferstiche von J. Duplessi-Bertaux.



60. Werthers Abschied.





J. M. Moreau le Jeune:

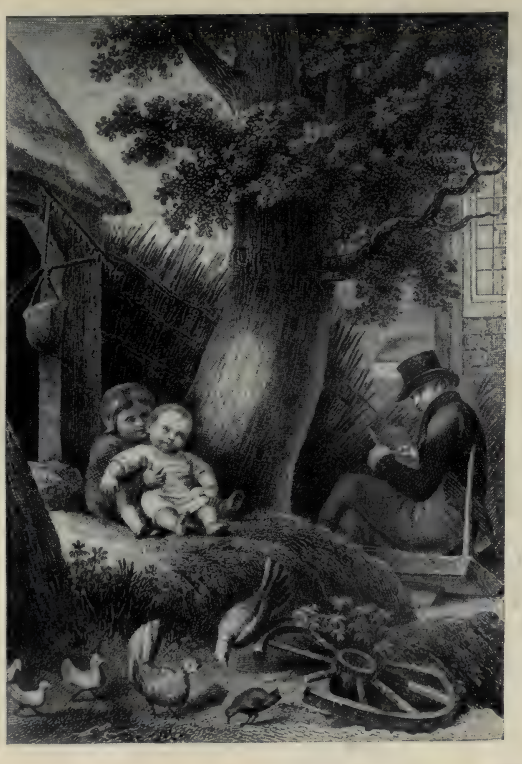
61. Werther am Brunnen.

62. Werther und Lotte.

Kupferstiche von E. de Ghendt und J. B. Simonet.



63. J. M. Moreau le Jeune: Werthers Abschied.
Kupferstich von J. B. Simonet.

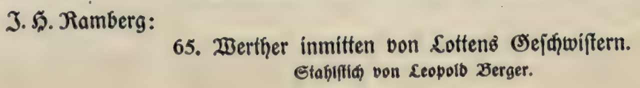




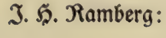
J. H. Ramberg:

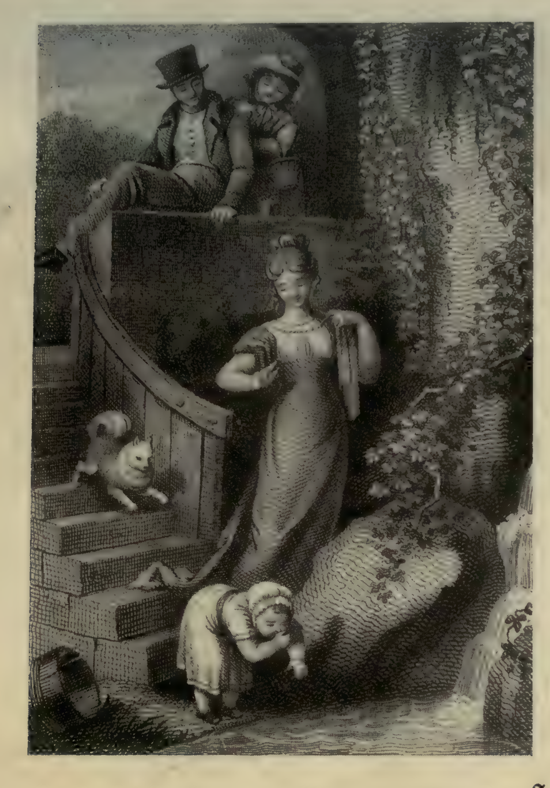
64. Werther zeichnend.
Stahlstich von Döbler.

65. Werther inmitten von Lottens Geschwistern.
Stahlstich von Leopold Berger.

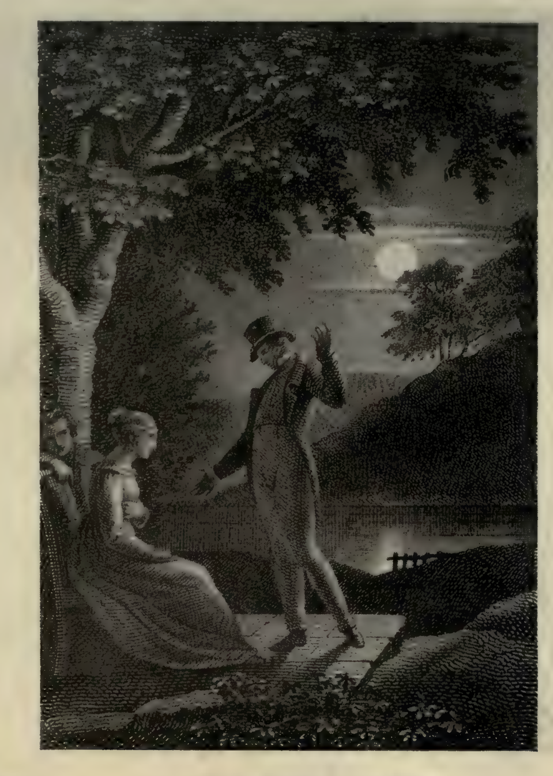


J. H. Ramberg:



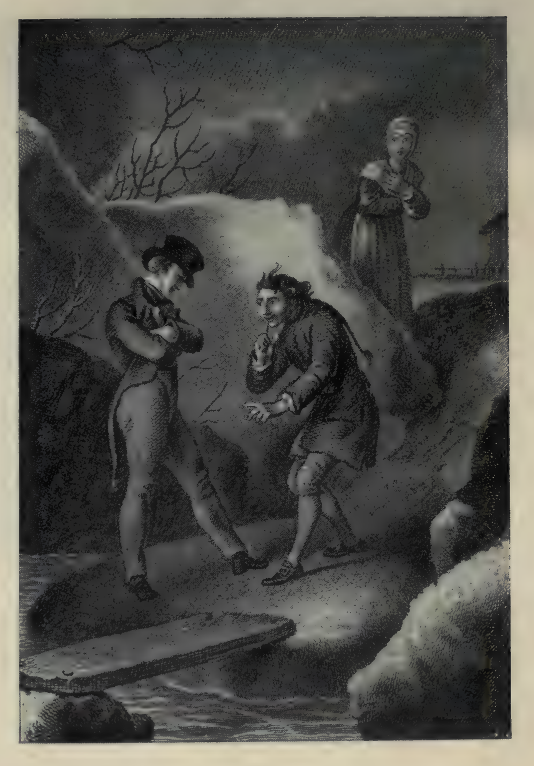


66. Werther am Brunnen.
Stahlstich von Fr. Wagner.



67. Albert, Werther und Lotte
am Abend vor der Trennung.
Stahlstich von Fr. Wagner.





J. H. Ramberg:

68. Werther und Lotte am Klavier.
Stahlstich von Rosmäsler.

69. Werther und der irrsinnige Bauernbursche.
Stahlstich von Buser.

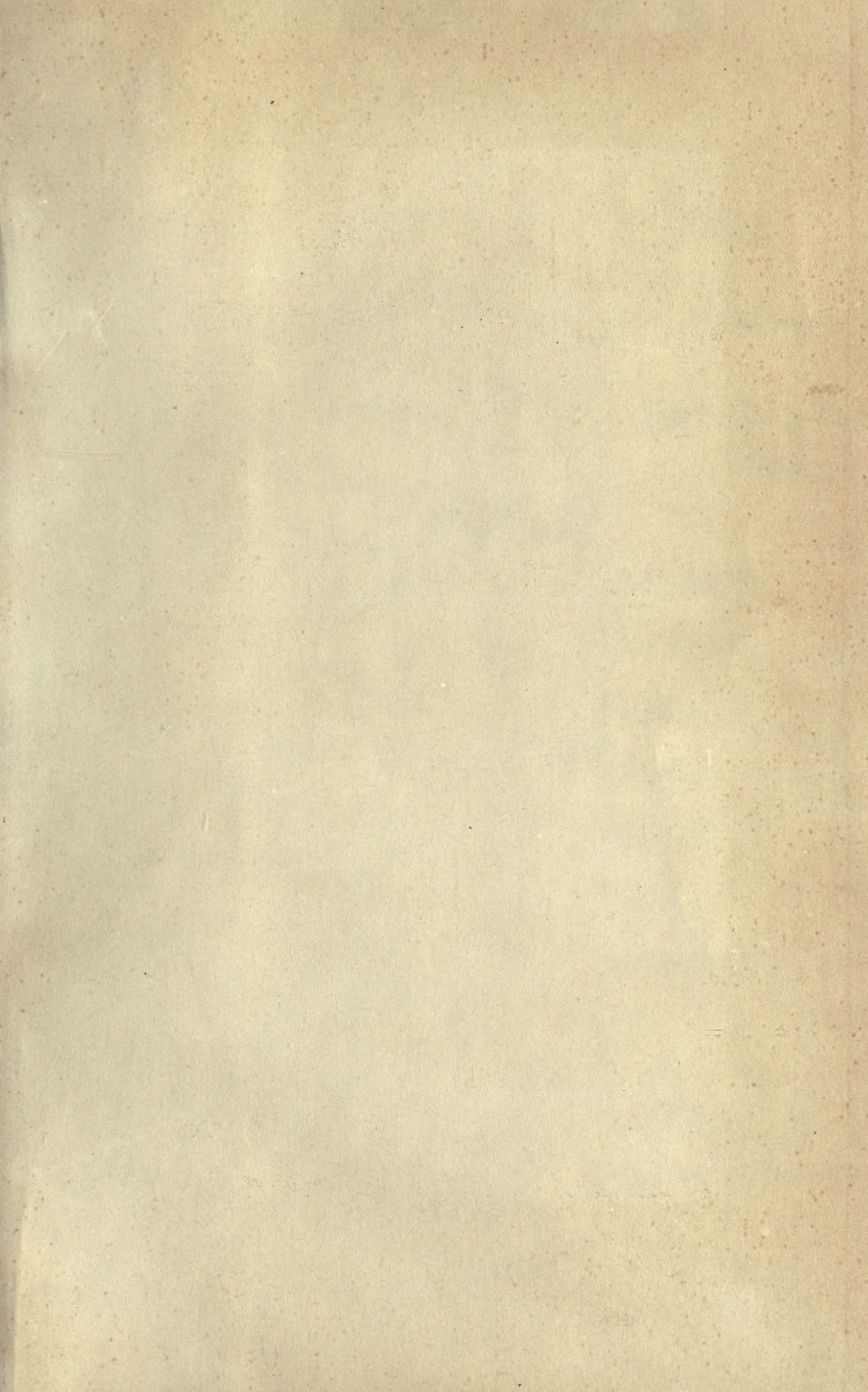


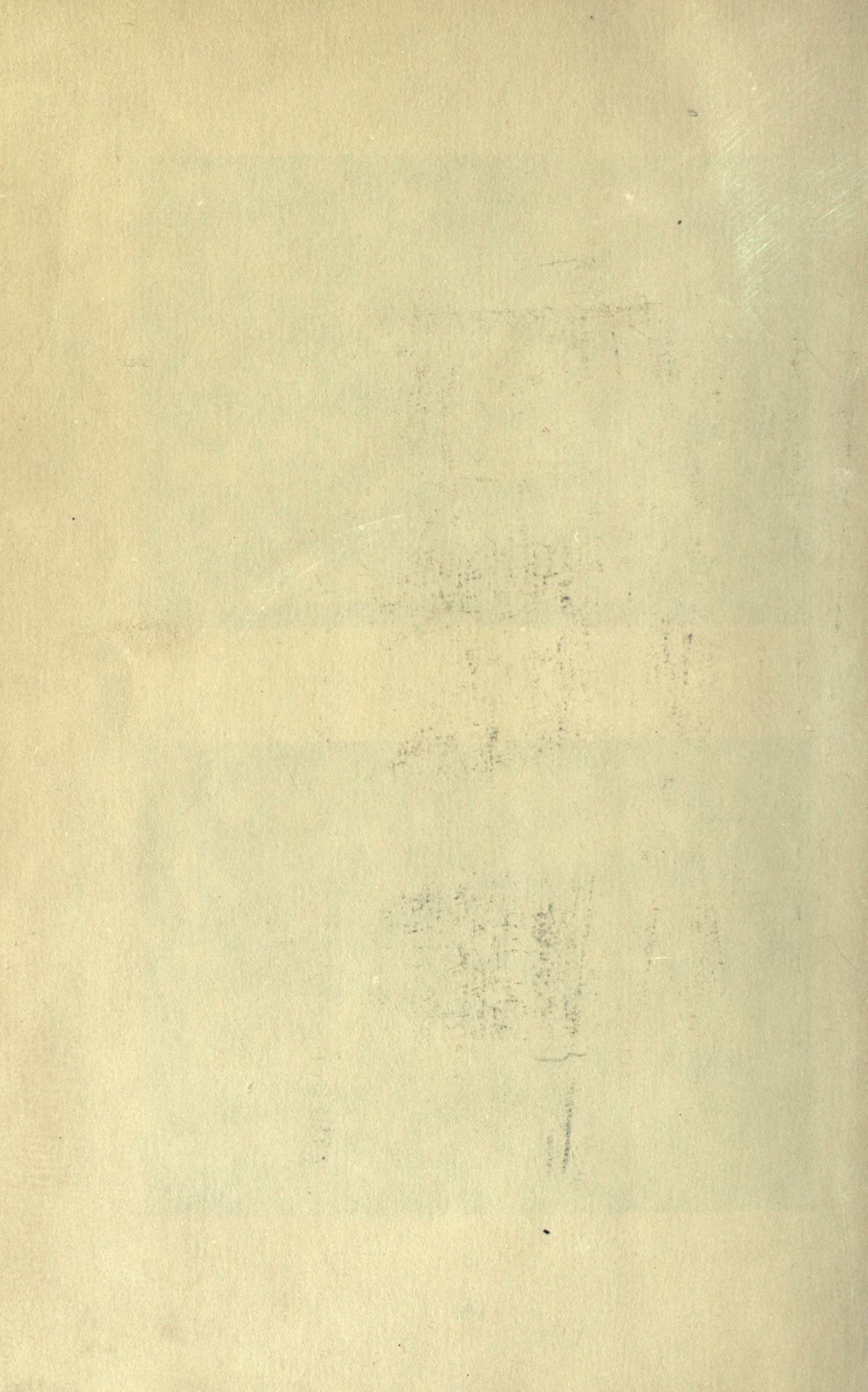


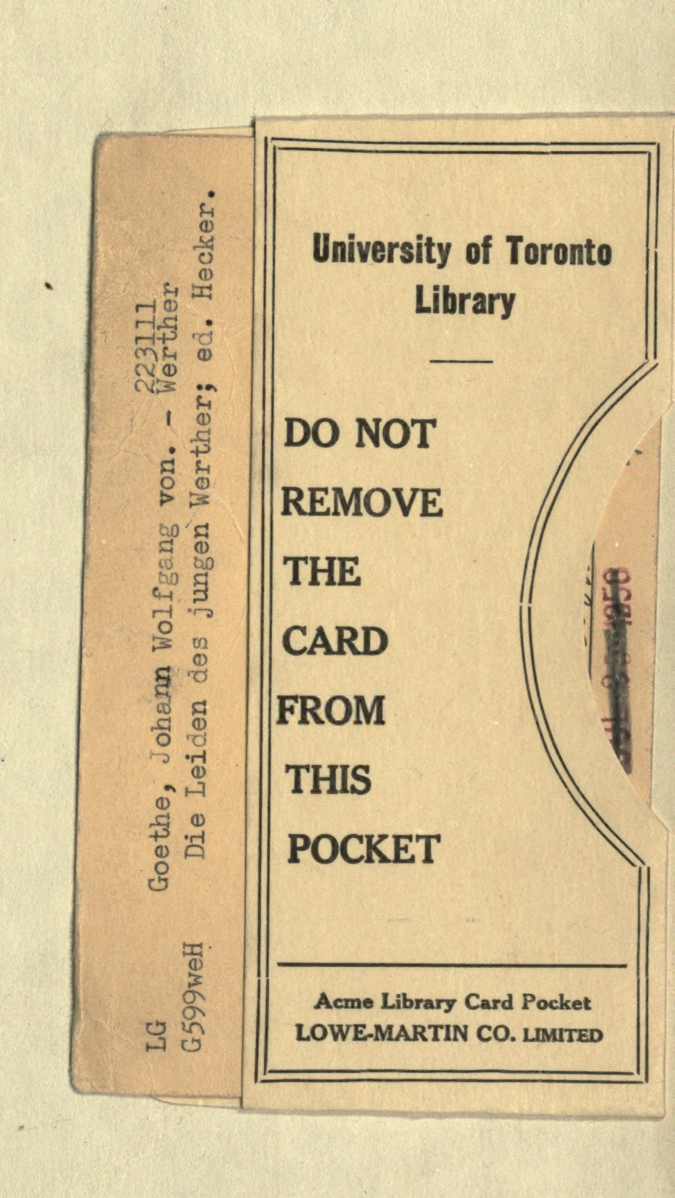
J. H. Ramberg:

70. Werthers Abschied.
Stahlstich von P. Walther.

71. Lotte übergibt Werthers Diener die Pistole.
Stahlstich von J. Axmann.






LG
G599weH
Goethe, Johann Wolfgang von. - 2231111
Werther
Die Leiden des jungen Werther; ed. Hecker.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

